# DER EINFLUSS

DES

# EVANGELISCHEN PFARRHAUSES

AUF DIE

# LITERATUR DES 18. JAHRHUNDERTS

---

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

EINER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN

VORGELEGT

VON

LYDIA RÖSCH

AUS MORGANTOWN, W. VA.

BREMEN 1932

DRUCKEREI DES TRAKTATHAUSES

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. Schneider.

28. September 1931.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550010_0084

# Inhaltsübersicht.


Seite

Vorwort . . . . . 7

Einleitung . . . . . 9—11

Erstes Kapitel: Entstehung und Entwicklung des evangelischen Pfarrhauses . . . . . 13—24

1. Das Reformationszeitalter . . . . . 13—17

2. Die Nachreformationszeit . . . . . 17—19

3. Das 18. Jahrhundert . . . . . 19—24

Zweites Kapitel: Pfarrhaus und Dichterberuf . . . . . 25—49

Allgemeine Einleitung . . . . . 25—31

1. Das Elternerbe . . . . . 32—35

2. Erziehung und Jugendeindrücke . . . . . 36—40

3. Kampf und Auseinandersetzung mit der Welt . . . . 40—49

Drittes Kapitel: Pfarrer und Pfarrhaus im Roman des 18. Jahrhunderts . . . . . 50—78

Englische Einflüsse S. 50. Deutsche Pfarrhausromane: Thümmel S. 53. Nicolai S. 55. Hermes S. 57. Sophie von La Roche S. 62. Hippel S. 65. J. M. Miller S. 71. Lenz S. 75. — Pädagogische und satirische Romane S. 77. — Jean Paul S. 78

Viertes Kapitel: Goethe und das Pfarrhaus . . . . . 79—91

Protestantische Geistesströmungen im Leben Goethes S. 79. — Beziehungen zum evangelischen Pfarrhaus: Herder S. 80. — Friedericke S. 82. — Lavater S. 83. — Das Pfarrhaus zu Sesenheim S. 86. — Das Pfarrhausidyll in Werthers Leiden S. 87. — Der Pfarrer in Hermann und Dorothea S. 89. — Goethes Vorliebe für das Idyll als Ausdruck klassischer Dichtkunst S. 90. — Goethes Auffassung vom Berufe eines Landgeistlichen S. 90.

# Vorwort.

Das Thema zu vorliegender Arbeit verdanke ich Herrn Professor Dr. Porterfield von der Staatsuniversität in West-Virginien, Nordamerika.

Die Arbeit von Dr. H. Schoeffler über Protestantismus und englische Literatur hat mir, obwohl von anderen Gesichtspunkten geleitet, für zwei Kapitel wertvolle Dienste geleistet.

Herrn Professor Dr. Schneider von der Universität Tübingen bin ich für freundliches Entgegenkommen und mannigfache Anregungen zu ganz besonderem Dank verpflichtet.

Tübingen. Lydia Rösch.

# Einleitung.

Selbst dem oberflächlichen Beobachter muß es auffallen, daß die Mehrzahl der Dichter, die sich im 18. Jahrhundert einen Namen in der deutschen Literatur machen, aus dem deutschen evangelischen Pfarrhaus stammen. Beschränkt man sich auf Geistliche und Geistlichensöhne, so ergibt sich von 1700 an gerechnet bis zum Jahre 1800 folgende stattliche Liste: Gottsched, Bodmer, Sam. Lange, Gellert, F. S. Bock, Sucro, Fabricius, Joh. Nik. Götz, Conr. A. Schmidt, Joh. Adolf Schlegel, Joh. Andreas Cramer, Gisecke, Lessing, Wieland, Willamow, Hermes, Schubart, Matthias Claudius, Karl F. Bahrdt, Benjamin Giesebrecht, Lichtenberg, Boie, Hölty, Miller, Wehrs, Karl Friedr. Cramer, Esmarch, Salzmann, Herder, Christian Göz, Ernst Th. Brückner, Bürger, Ludwig Wiegand, Ludwig Ewald (F. J. Bertuch), (Kindleben), (Demme), Lenz, Lafontaine, Kosegarten, Joh. Peter Hebel, Matthison, Gotthilf Schnee, Karl Philipp Gonz, Jean Paul Richter, Schmidt (gen. v. Werneuchen), (Friedrike Brun), Karl Justi, Ludwig Haken, Friedrich Krummacher, Karl Witte, Heinrich v. Magenau, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Jeremias Gotthelf, Wilh. Meinhold (1797). Ein flüchtiger Ueberblick über die englische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ergab nicht weniger als 44 Namen von Geistlichen und Geistlichensöhnen und -töchtern, die der englischen Literatur zum Teil ganz neue Gebiete erschlossen haben. Die Bedeutung des Pfarrhauses, d. h. der geistig hervorragenden Vertreter des Mittelstandes, ist also in protestantischen Ländern gleichsam eine Begleiterscheinung des Protestantismus. Schoeffler, der den Einfluß des Protestantismus auf die englische Literatur des 18. Jahrhunderts untersucht hat, schreibt das Eingreifen der englischen Geistlichen und Geistlichensöhne in die Literatur des 18. Jahrhunderts den Einflüssen der Aufklärung zu. In der Tat hat dort die Aufklärung dem strengen Einfluß des Puritanismus auf die Literatur ein Gegengewicht geboten. Doch läßt sich dabei ein gewisser Kreislauf feststellen, indem die durch die Aufklärung freigewordenen Kräfte des Puritanismus und später des Metho-

dismus durch ihre sittlichen und religiösen Forderungen die Aufklärung Schritt für Schritt überwinden. In Deutschland liegen aber die Verhältnisse doch anders. Die deutsche Aufklärung, die aus einer Verschmelzung französisch-rationalistischer und englisch-empiristisch-naturalistischer Elemente besteht, hat sich mit dem Pietismus gegen die Orthodoxie verbündet und schuf auf diese Weise einen für die Entwicklung der Literatur äußerst günstigen Geist[1]). Vom literar-historischen Standpunkt aus ist es besonders die Epoche von 1720 bis 1785, die man als das Aufklärungszeitalter zu bezeichnen pflegt. In der ersten Hälfte herrscht noch mehr der von Frankreich beeinflußte Rationalismus, während in der zweiten Hälfte die englischen Einflüsse überhand nehmen, die dann zusammen mit dem religiösen Subjektivismus die Epoche der Empfindsamkeit heraufführen, die ihrerseits dann von den Sturm- und Drang-Tendenzen der Genieperiode abgelöst wird. Es handelt sich also vor allem um eine Befreiung des Gefühls und eine Befreiung des Intellekts. Die sittliche Erneuerung, in England durch den Puritanismus, in Deutschland durch den Pietismus hervorgerufen, ist der Untergrund, auf dem die poetische Renaissance des 18. Jahrhunderts ruht. In Deutschland ist sie aufs engste mit dem Namen Klopstock verknüpft. Doch die Vorbedingungen dazu waren schon mit Luthers großer Tat gegeben mit der Befreiung deutscher Individualität, mit der Schaffung einer einheitlichen deutschen Sprache, mit der deutschen Bibel, mit dem Kirchenlied, mit den Anfängen eines bewußten deutschen Volkstums. Die Grundzüge germanischen Wesens, Innerlichkeit, Naturgefühl, Vaterlandsliebe, waren auch in der dürren Zeit des Rationalismus wirksam geblieben und führten endlich zu dessen Überwindung. Waren es seit Luthers Reformbestrebungen in erster Linie die Geistlichen, die sich als Träger der formalen Bildung literarisch betätigten, so tritt in der Aufklärungszeit hauptsächlich der Geistlichensohn in die Literatur ein. Man braucht das dichterische Genie, die angeborene Dichtergabe durchaus nicht zu verkennen, wenn man behauptet, daß gerade die Pfarrhauserziehung des 18. Jahrhunderts außerordentlich günstig auf dichterische Gaben und Kräfte wirkte.

[1]) Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung, Halle 1920, I, S. 34 ff. und Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte I, S. 90 ff.

Es ist kein Zufall, daß gerade ein evangelischer Geistlicher das Humanitätsideal, d. h. die Verschmelzung des klassischen Geistes mit dem Christentum, aufgestellt hat. In dieser gerade den Geistlichensöhnen zugänglichen Überlieferung des klassischen Geistes, verbunden mit der sittlichen und religiösen Grundstimmung, erkenne ich die Grundlage der Bedeutung, die das evangelische Pfarrhaus für die Literatur des 18. Jahrhunderts gewinnt. Auf dem Umweg über das Altertum kehrt man zu deutschem Wesen zurück. Von diesen grundsätzlichen Voraussetzungen aus ist die geschichtliche Entwicklung des evangelischen Pfarrhauses und das Wesen des spezifisch Pfarrhäuslichen zu untersuchen. Eine Untersuchung der Jugendumstände der als Dichter berühmt gewordenen Geistlichensöhne des 18. Jahrhunderts und der zu jener Zeit so beliebte Pfarrhausroman geben darüber den gewünschten Aufschluß.

Erstes Kapitel:

# Entstehung und Entwicklung des evangelischen Pfarrhauses.

Erst das 18. Jahrhundert brachte die Erfüllung dessen, was die Reformation anstrebte. Ihre religiösen, bürgerlichen und nationalen Beweggründe kommen jetzt erst zur vollen Entfaltung. Will man aber die Wurzeln unserer Literaturblüte aufdecken, so muß man sich in die Zeit der Reformation zurückversetzen.

## 1. Das Reformationszeitalter.

Den Übergang vom Mittelalter zu der neuen Zeit kann man sich am besten vergegenwärtigen an der Doppelgestalt, in der Luther im deutschen Volke fortlebt: Luther als Mönch und Mystiker, der in einsamer Klosterzelle mit Sünde, Tod und Teufel ringt, und Luther als Deutscher, als der Dichter protestantischer Trutzlieder, als Hausvater im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Die Züge der ersten Gestalt sind in der zweiten nicht gänzlich verwischt. Und so haftet auch der von ihm ins Rollen gebrachten Bewegung ein zwiespältiger Charakter an. Sie entspricht einmal der tiefen, mystisch-religiösen Veranlagung des Deutschen, der in quietistische Betrachtungen vertieft dem Jenseits lebt, andererseits dem Aufstreben des bürgerlichen Geistes, dem ein neues auf das Diesseits gerichtetes Lebensgefühl entwächst. Der Protestantismus ist aus dem Bürgertum hervorgegangen und hat sich diesen bürgerlichen Charakter mit all seinen Vorzügen und Mängeln bewahrt. Es ist bezeichnend, daß die Reformation zunächst hauptsächlich auf mittel- und norddeutschem Gebiet Fuß fassen konnte, wo ein aufblühendes Bürgertum und den neuen Ideen zugängliche, von humanistischem Geist erfüllte Universitäten wie Wittenberg, Leipzig, Rostock, Greifswald und Jena sie unterstützte. Und so wie Luther aus dem Bauernstande hervorging, so stammen auch seine Nachfolger aus dem Bauern- und Bürgerstande.

Im Gegensatz zu England hat der Adel in der deutschen evangelischen Kirche die Kanzel selten bestiegen. Und so kommt es, daß die neue Bewegung bei allem volkshaft Mystischen von dem nüchternen, praktischen, wissenschaftlichen und freiheitlichen Charakter der Städte und Universitäten des mittleren und nördlichen Deutschland getragen ist[1]).

Eine Reformbewegung, auch wenn sie religiösen Ursprungs ist, muß notwendigerweise einen Diesseitscharakter tragen und durch praktische, auf die sittliche Gesundung des Volkslebens zielende Maßnahmen gestützt werden. Zu solchen Maßnahmen der Reformatoren gehören die Reform der Ehe, die Schaffung einer allgemein verständlichen Sprache und die Volkserziehung.

Während im Mittelalter der Ehe leicht ein Makel anhaftete und es als Verdienst — dem Kleriker sogar als Pflicht — galt, unvermählt zu bleiben, verkündet Luther die Ehe als das älteste Sakrament und als ein heiliges, von Gott geschaffenes Recht. Um seinen Lehren den nötigen Nachdruck zu geben, tritt der Mönch selbst in den Stand der Ehe und gründet das evangelische Pfarrhaus. Die Folgen dieses Schrittes sollten für den Geistlichenstand und das Volksleben von weittragender Bedeutung sein. J. Schmidt schreibt: „Indem der Geistliche ein Weib nahm, trat er in den Kreis des Volkes zurück. Er beteiligte sich an seinen Freuden und Nöten, an seinen Hoffnungen und Sorgen, an seinen Rechten und Pflichten; er lernte denken und empfinden, wie jede richtig organisierte Natur im Volk empfand. Die Grundlage aller echten Sittlichkeit ist die Familie, und diese war rechtlos trotz alles Sakramentes, solange ihr ein höheres, himmlisches Recht entgegengestellt wurde. Nur durch die unmittelbaren persönlichen Pflichten und Sorgen verwächst der einzelne Mensch mit der großen sittlichen Gemeinschaft, mit dem Volk, dem er angehört“[2]). Wenn auch Luther nicht der erste Reformator war, der sich verheiratete, so ist doch gerade seine Ehe dem evangelischen Pfarrhaus Vorbild und Richtschnur geworden. „Luther am Weihnachtsfest, Luther in der Gartenfreude, das Weib an der Seite, die Laute in der Hand, die Kinder jubelnd umher, Me-

[1]) Baur, Das deutsche evangelische Pfarrhaus, 1902, S. 123 f. Meuß, Lebensbild des evangelischen Pfarrhauses, 1884, S. 126 f.

[2]) J. Schmidt, Deutsche Literatur, Leipzig 1861, I, S. 18.

lanchthon in der Nähe und die andern Freunde, Muhme Lene ja nicht zu vergessen, der sorgsame, demütige, stille Hausgeist, — Luther auf der Hauskanzel und in der Hauskantorei, — Luther mit den Freunden über der Bibel und dann im Tischgespräch, — welch eine Fülle warmen, kernhaften, deutsch-christlichen Lebens! Das deutsche Volk kannte hinfort kein edleres Leben, und die deutschen Pfarrhäuser taten wohl, den lutherischen Typus festzuhalten“[3]).

Eine Tat von ebenso weittragender Bedeutung war die Schaffung einer deutsch-sprachlichen Bibel. Durch Luthers Übersetzung wurde die Bibel im protestantischen Deutschland ein wahres Volksbuch, eine wichtige und allgemeine Bildungsquelle. Die schulpflichtigen Kinder lernten daraus lesen, der Hausvater verzeichnete auf die ersten Seiten Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse, und die Nachfolger Luthers stützten sich in ihrer Rede auf Stellen der Heiligen Schrift. Und so wie einst Luther den Leuten „auf die Mäuler“ sah und reden lernte wie der gemeine Mann, so strömen seit der Reformation biblische Redewendungen in die Sprache des Volkes[4]). Die Sprache des Pietismus ist die Sprache der Bibel. Klopstock sagt: „Niemand, der weiß, was seine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luther“[5]). Auffallend ist der Einfluß der biblischen Sprache in den Werken der jungen Dichter, die sich um Klopstock und Goethe scharen. Es ist anzunehmen, daß die gesprochene Rede sich dem biblischen Wortschatz noch mehr anpaßte als die schriftliche. Ein Beweis dafür sind m. E. die Briefe der jungen Dichter, die von der Stimmung des Augenblicks diktiert, ganz unbewußt der volkstümlichen Redeweise angepaßt sind. Man braucht nur irgendeine Stelle eines Briefes anzusehen, um sich von dem Einfluß, den die Bibelsprache auf sie hatte, zu überzeugen. So schreibt Schubart am 18. April 1767 an seinen Schwager Böckh: „Tausendmal denk ich nun, welch ein Glück es sey, in einem gewissen Staate ein Bürger zu seyn, ein Vaterland zu haben, wo man doch dem Vieh sein Futter giebt, und dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul

---

[3]) Baur, S. 71 f.

[4]) Victor Hehn, Goethe und die Sprache der Bibel, Goethejahrbuch VIII, S. 181 ff.

[5]) Gelehrten Republik, S. 156.

verbindet[6])." In einem Briefe Höltys an Voss vom 14. Mai 1776 findet sich folgender Abschnitt: „Es sind hier magre, unpoetische Zeiten, so mager, wie die magern Kühe des Pharao, oder wie ich jetzt selber bin." Und im selben Brief: „Bürger ist jetzt sein Dichterabgott, vor dem er kniet, und ihm Gold, Weyhrauch und Myrrhen opfert[7])." Dem aus einem streng pietistischen Vaterhause stammenden Dichter Lenz ist die Bibelsprache besonders geläufig, am geläufigsten, wenn er an die Eltern schreibt. Ein Zusatz zu einem Briefe Schlossers an Lenzens Vater besteht bezeichnenderweise in folgendem Bibelspruch: „Vater! Ich habe gesündigt im Himmel und vor Dir und bin hinfort nicht wert, daß ich Dein Kind heiße[8])." Auch bei Claudius, Bürger, Boie, Miller und vielen anderen begegnet man beständig biblischer Ausdrucksweise. Bei Hippel wird das biblische Pathos fast zur Manie. Selbst die Sprache der Klassiker ist zu einem großen Teil von Luther geprägt[9]).

Aus dem Bestreben, die Bibel allen Menschen zugänglich zu machen, entstehen auch Luthers pädagogische Reformen. Sein Blick umfaßt alle Schichten des Volkes, und so wendet er sich ab von der vornehmen Abgeschlossenheit des Humanismus und richtet sein Augenmerk auf die Bildung des Volkes als Ganzes, da ja für ihn im evangelischen Sinne alle Menschen Brüder sind, die die gleichen Rechte und Pflichten haben. Die Volksschule allein ist jedoch nicht die Frucht von Luthers Erziehungsreformen. Von weittragender Bedeutung sind auch die humanistischen Bestrebungen Melanchthons, der die Durchführung von Luthers pädagogischen Anregungen in den höheren Schulen unternahm. Geleitet von dem Wunsch, zu einem besseren Verständnis der Quellen zu führen, wird er zu dem Schöpfer des protestantischen Gymnasiums wie der protestantischen Universität. Die wesentliche Neuerung dieser Schulen ist die Erlernung des Griechischen und das Studium des klassischen Latein an Stelle des mittelalterlichen Kirchenlateins[10]). So wird die Synthese von Humanismus und Protestantismus

---

[6]) Schubarts Schriften I, S. 125.
[7]) Werke II, S. 173 ff.
[8]) Briefe I, S. 127.
[9]) Walzel, Von Gottsched bis zur Gegenwart, S. 2.
[10]) Stoeckert, Der Wandel der Bildungsidee, Leipzig 1928, S. 31 ff.

aus protestantischem Prinzip heraus angebahnt, die dann später im Klassizismus ihren Höhepunkt erreicht, allerdings in anderm Sinn, als die Reformatoren sie sich gedacht hatten. Aus den Anregungen Luthers auf dem Gebiete der evangelischen Schulordnungen entwickelt sich die enge Anteilnahme der protestantischen Theologen im Gebiete der Volksbildung.

## 2. Die Nachreformationszeit.

Hatte das evangelische Pfarrhaus schon zu Luthers Zeiten an Bedeutung gewonnen, so sollte es während und nach dem Dreißigjährigen Kriege an Einfluß und Ansehen zunehmen. Daran war hauptsächlich das tapfere Verhalten der Pfarrer während des Krieges schuld. In dem Kriegssturm, der über die Gemeinden hinwegbrauste, waren die Pfarrer vor allem gefährdet. Mehr als ein protestantischer Pfarrer wurde unter ausgesuchten Grausamkeiten zu Tode gefoltert. Neben der eigenen Not lastete auf ihnen noch die Not des Volkes und des evangelischen Glaubens. In den Kirchen waren sie ihres Lebens nicht sicher, Kelch und Kruzifix waren gestohlen, die Glocken weggeführt, es fehlte Kanzel, Gestühl und Fenster, es schneite und regnete herein, und der Wind wehte die Hostien vom Altar. Da hielten die Geistlichen den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde und in Waldverstecken. Es lassen sich nach Gustav Freytag fast aus jedem Dorf Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer der Pfarrer zusammentragen[11]).

War schon zu Luthers Lebzeiten eine gewisse Erstarrung des Dogmas eingetreten, so machte sich nach dem Kriege auch noch eine allgemeine Verrohung der Sitten bemerkbar, von denen auch das Pfarrhaus nicht verschont wurde. Wenn man auch nicht mit Freytag den Geistlichen die Hauptschuld an der Roheit der Gemüter, an dem starren Formalismus beimessen will, so kann man ihnen doch eine gewisse Schuld nicht absprechen, um so mehr, als sich aus dem Pfarrhaus selbst Mahner und Ankläger erhoben. So greift Johann Rist in seinem Schauspiel „Das Friedejauchtzende Deutschland" seine Amtsgenossen hart an. „Sie werfen die Bücher hinter die Bank,

[11]) Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. III, S. 118 ff.

spotten über die andern, die nächst fleißiger Beobachtung ihres Hirtenamtes eifrig bemüht sind, in guten Künsten und allerhand Sprachen etwas zu erlernen und die Welt mit erbaulichen Büchern zu versorgen[12])." Oft legten die Geistlichen die Unsitten der Burschenzeit nicht ab, auch nachdem sie ins geistliche Amt getreten waren. Wenn auch der geistliche Stand in Deutschland nicht so weit herunterkam wie in England am Ende der Regierung Karls II., so riß doch das Pfründensystem ein, und es konnte vorkommen, daß bei der Besetzung der Pfarrstelle die Heirat mit einer gräflichen Kammerzofe zur Bedingung gemacht wurde[13]). Auch konnte es geschehen, daß der Patron vom Schloß seinen Pfarrer holen ließ, um sich mit ihm „einen tüchtigen Rausch" anzutrinken[14]). Trotzdem standen die Pfarrer noch hoch über dem heruntergekommenen Adel und dem verrohten Volk. Sie waren noch immer die geistigen Führer des protestantischen Bürgertums, die geistige Brücke zwischen den Ständen, kraft ihres Amtes und ihrer überlegenen Bildung. Freytag schreibt: „Das beste Verdienst um die Erhaltung des deutschen Volkstums muß den Landgeistlichen zugeschrieben werden. Was von Nachrichten darüber geblieben ist, stammt von schreibelustigen evangelischen Pfarrern[15]). Dieser Tradition sind die evangelischen Geistlichen bis in die Gegenwart treu geblieben. In der Erforschung der Ortsgeschichte und der damit verbundenen Erweckung der Heimatliebe und des geschichtlichen Sinnes haben sie Bedeutendes geleistet[16]). Dem Beispiele Luthers folgend, suchen sie dem am Boden liegenden Nationalstolze des Volkes wieder aufzuhelfen. In diesem Sinne predigt Rist: „Die deutschen Stände müssen ‚als gebohrene Teutsche frey sprechen'. Deutschland ist das herrlichste Kaiserthum der Welt, den Feinden ein Schrecken, solange es einig ist[17])." Die geistige Führerschaft der Geistlichen zeigt sich nach dem Kriege in zunehmendem Maße. Die Pfarrfamilien, die zum Teil aus dem Bauernstande hervorgegangen

[12]) Zitiert bei Otto Heins, Johann Rist, Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft 38, Marburg 1930, S. 134.

[13]) Wiener, Das evangelische Pfarrhaus, 1881, S. 11.

[14]) Ebenda.

[15]) Freytag, a. a. O. Bd. III, S. 118.

[16]) Baur, S. 431 ff.

[17]) Heins, S. 119.

waren, wurden nun die eigentliche Grundlage des Bürgerstandes. Bei meist geringen Einkünften hatten sie manches zu entbehren, um sich und ihre zahlreiche Kinderschar durchzubringen. Doch galt es als ehrenvolle Tradition, alle Söhne studieren zu lassen, eine Tradition, die sich bis heute erhalten hat. Nach der oft kümmerlichen Studien- und Hofmeisterzeit erhalten sie die väterliche Stelle oder aber bleiben als Dozenten an der Universität. Allmählich bildete sich eine geistige Aristokratie und ein Zunftgefühl, das dem der Adelsgeschlechter gleichkam. Gewöhnlich verschwägerten sie sich dann mit einer der alten Professorenfamilien, „und so finden wir solche Geschlechter in den Stammhaltern oft drei Jahrhunderte lang auf derselben Pfarre, die Verwandten in ähnlichen Stellen rings auf dem Lande verstreut und die Angesehneren in der Stadt als Geistliche oder Professoren, alle untereinander in stetem Zusammenhang“[18]). Am deutlichsten tritt dieses Verhältnis hervor in Leipzig, der damals „respectabelsten aller deutschen Universitäten“. Auch in andern Teilen Deutschlands erbt sich das Pfarramt von Geschlecht zu Geschlecht fort. Matthias Claudius stammt aus einer Familie, die seit den Tagen der Reformation der Kirche tüchtige Diener geliefert hat. Auch die Lessings, die Boies, die Familie Hülsen können durch mehrere Geschlechter hindurch Pfarrer und Theologen aufweisen. Doch sollte das Pfarrhaus im 18. Jahrhundert im geistigen Leben Deutschlands noch ganz besonders hervortreten, gestützt durch die beiden protestantischen Bewegungen dieses Jahrhunderts.

## 3. Das 18. Jahrhundert.

In zwei Bewegungen wendet sich der Protestantismus gegen die Orthodoxie und den flachen Rationalismus der nachreformatorischen Zeit, im Pietismus und in der Aufklärung. Der Pietismus, der mittelalterlichen Mystik verwandt, beruft sich auf sein religiöses Selbstbestimmungsrecht und will sich den freien Zugang zu Gott wahren. Der neue Rationalismus, vom Prinzip der freien Vernunft ausgehend, wendet sich gegen die Bevormundung von seiten des erstarrten theologischen Dogmas. Beide

[18]) J. Schmid, S. 18 ff.

Bewegungen bestimmten Literatur und Geistesleben, befruchten und bekämpfen einander wechselseitig und führen schließlich doch dazu, daß sich das 18. Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung nennen konnte.

War die Aufklärung fremden Einflüssen zugänglich, so ist der Pietismus durchaus aus deutscher, religiöser Eigenart entstanden. Es ist das Verdienst Valentin Weigels, die Ideen der älteren Mystik wieder geweckt zu haben. „Dieser evangelische Pfarrer ist der Vorläufer von Jakob Böhme einerseits und Leibnitz und Kant andrerseits[19])." Später nimmt ein andrer Pfarrer, Gottfried Arnold, diese Gedanken wieder auf und weist nach, wie die Kirche die reine Glaubenslehre immer zum Dogma erstarrt, während die wahre Religion immer von abseits stehenden Sonderlingen gepflegt wird. Philipp Jakob Spener sammelt die Stillen im Lande um sich, um mit ihnen in seinen collegia pietatis die Bibel zu lesen und wahre Herzensgläubigkeit zu pflegen. Aus ähnlichen Beweggründen hervorgegangen wie die Reformation, hat auch der Pietismus auf Ehe und Familie, auf Volkserziehung und Literatur einen weitgehenden Einfluß ausgeübt.

Das auffälligste Merkmal des Pietismus ist der asketische Zug und die gesteigerte Jenseitsgerichtetheit. Es läßt sich in der Zeit des frühen Pietismus eine Neigung der protestantischen Theologen zur Ehelosigkeit feststellen[20]). Wo die Ehe zustande kommt, trägt sie einen fast unpersönlichen Charakter. Mit Vorliebe werden Witwen gewählt. Die Häuslichkeit der pietistischen Führer zeigt nichts von dem gesunden Frohsinn, der Luthers Familienleben auszeichnete. Die Erde wird als Jammertal betrachtet. Strenge Ordnung, Hausandachten, persönliches Gebet, Arbeit und Pflichterfüllung sind an der Tagesordnung. In dem Maße aber, in dem das persönliche Verhältnis der gläubigen Seele zum Herrn betont wird, wird auch das Verhältnis gläubiger Seelen zueinander betont. So wirkt der Pietismus erneuernd auf das eheliche Verhältnis und auf den Bund befreundeter Seelen untereinander. Hatten früher äußere Beweggründe Ehen zwischen Pfarrern und Hofdamen herbeigeführt, so ist es jetzt durchaus der Bund der Seelen, der solche Verbindungen

[19]) Windelband, Geschichte der neueren Philosophie, S. 111.
[20]) Meuß, S. 57.

möglich macht. Kommt es doch vor, daß Gräfinnen Handwerkern die Hand am Altar reichen[21]).

Wie zur sozialen Nivellierung und zur Frauenbildung hat der religiöse Subjektivismus auch viel zur Volksbildung beigetragen. August Hermann Franckes religiöse Auffassung bestimmt sein Erziehungsziel, die Kinder zu Gottseligkeit, christlicher Klugheit, zu Wahrheit und zu Gehorsam zu erziehen. Wie Luther sind auch ihm Katechismus, Bibel und Gebet die Hauptstücke jeder Unterweisung.

Im Gegensatz aber zu Luther, der sich den Künsten durchaus nicht feindlich gezeigt hatte, wendet sich der Pietismus grundsätzlich gegen jede weltliche Ergötzung, sogar Lektüre von nicht erbaulichem Charakter wird verpönt. Doch sollte der gesteigerte religiöse Subjektivismus gerade auf literarischem Gebiet befreiend und erlösend wirken. Epik und Lyrik, der psychologische Roman und die Kunst des Briefeschreibens sollten auf das Günstigste beeinflußt werden. Auch der Dichterberuf erfährt eine neue Weihe. Der Dichter wird Priester, Deuter, Erzieher und Prophet.

Hat auch das Pfarrhaus an der Aufklärung keinen so bestimmenden Anteil wie am Pietismus, so hat es sich doch nicht grundsätzlich gegen die Forderungen der Vernunft aufgelehnt. Aufgeklärte Geistliche trachten vielmehr religionsphilosophische und naturphilosophische Ideen zu vereinigen. Wenn sich die deutsche Aufklärung im Gegensatz zu der französischen und zur englischen bemüht hat, die Erkenntnis der Vernunft und die Wahrnehmung der Sinne mit den religiösen Lehren in Übereinstimmung zu bringen, so trägt daran das evangelische Pfarrhaus einen wesentlichen Anteil. Es war den Deutschen bestimmt, die Ideen der Aufklärung auf volle sittliche Höhe zu bringen. Und einem deutschen Pfarrerssohn war es vorbehalten, der Aufklärung einen reformatorischen Charakter aufzuprägen[22]).

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß kleinere Geister einen Zug der Verflachung in das religiöse Leben Deutschlands brachten. Man bot Moral und Belehrung als Ersatz für die Religion. So konnte es vorkommen, daß man am Christtag an

---

[21]) Baur, S. 190.

[22]) Windelband, S. 120 über Lessing.

die Krippe Betrachtungen über die Stallfütterung knüpfte, am Karfreitag über den Wert des hinterlassenen Bildes eines Verstorbenen für die Familie, an Ostern über das Frühaufstehen oder die Gespensterfurcht, an Pfingsten über die Gewitter, bei Anlaß der Heilung der Mondsüchtigen über den Mondschein predigte, ja daß Studenten der Theologie bei solchen Funktionen sich der Burschensprache bedienten. Es entsprach ganz dem Geiste der Zeit, wenn man einem frommen Prediger wie Lavater vorwarf, er predige nur das Evangelium, nicht die Moral[23]). Lavater aber bewahrte seine gläubige Herzensfrömmigkeit, ohne sich den neuen Ideen zu verschließen. Die edleren Geister bekämpften einander nicht, sondern suchten ihren geistigen Horizont gegenseitig zu erweitern. So war ein Besuch Lavaters bei dem Hofprediger Spalding für beide Teile durchaus förderlich. Neu erschienene Bücher wurden besprochen, Übersetzungen eingeleitet und jeder Tag zur inneren Bildung benutzt. Lavater wird mit dem edlen weitherzigen Moralismus Spaldings bekannt; die englischen Theologen und Moralisten, auch Shaftesbury treten ihm näher, ohne daß sein Christentum gefährdet wird[24]).

Im Volke selbst aber drangen die Ideen der Aufklärung nicht durch. Schubart gibt der Stimme des einfachen Mannes treffend Ausdruck, wenn er sagt: „Sie haben recht, unsere heutige Modetheologie ist so geistleer, schlüpft so über die Glasur unseres Herzens hinweg, daß ich den Menschen sehen möchte, den der Geist eines Spaldings (so groß er ist), eines Dieterichs, eines Ernesti, eines Semlers, eines Tellers und andrer auf dem Totenbette unterhalten und mit Freuden der Ewigkeit erfüllen könnte. Wenn ich denken will, so lese ich obige Theologen; will ich aber empfinden, warm empfinden, was Gott und Religion sei, so ist mir ein herzliches Verslein aus einem alten Kirchenliede tausendmal schätzbarer als der rastlos rollende Schwung eines modernen Rhetors, oder der hüpfende Witz eines haugischen Liederdichters[25]).

Den Bedürfnissen des Volkes gerecht zu werden, war aber von altersher Pflicht und Tradition des evangelischen Pfarr-

---

[23]) Henne - Am Rhyn, V, S. 129.

[24]) Janentzky, Lavaters Sturm und Drang, Halle 1916, S. 67 f.

[25]) D. F. Strauß, Schubarts Leben, S. 107 f.

hauses. In Zeiten der Not ist es dieser seelsorgerlichen Pflicht auch stets nachgekommen. Im Gebiete des Kirchenliedes hat das Pfarrhaus Hervorragendes geleistet. Die Reformation hat sich mit Luthers Schutz- und Trutzliedern durchgesetzt. Die Erfahrungen des langen Krieges verstärken noch die Glaubensinnigkeit, die Bekenntnisfreudigkeit im Lied eines Rist, eines Rinckart, eines Paul Gerhard. Der Pietismus in all seinen Variationen ist vertreten durch Spener, Francke, Neumeister, Lösche, Schmolcke, Neander, Lampe, Schade, Arnold, Freylinghausen, Schröder, Schmidt, Rambach, Allendorf, Lehr, Woltersdorf, Hiller, Zinzendorf. Den toleranten Glauben des 18. Jahrhunderts besingen: Munter, Cramer, Sturm, Lavater, Herder, Hermes.

Seiner innersten Natur gemäß wird der Protestantismus auf das Gefühlsmäßige gedrängt. Sein eigentlichstes Gebiet ist daher die Lyrik. Köster sagt: „Der Protestantismus, selbst gestaltlos, konnte nicht gestalten. Er hat aus sich heraus nur Lyrik hervorgebracht, Kirchenlied und Musik, aber keinen Roman, kein Drama, keine eigene Malerei, Plastik oder Architektur[26])." Auf den Pietismus dürfte dies zutreffen, nicht aber auf den Protestantismus als Gesamtbewegung. Das Drama war ja bekanntlich für die Reformation eine gute Hilfe, namentlich wenn es in der Volkssprache verfaßt wurde. Luther selbst hat auch verschiedentlich zur Dramatisierung biblischer Stoffe ermuntert, nannte er doch die Bücher Judith und Tobias dramatische Stoffe, von denen er vermute, daß sie die Juden oft aufgeführt haben konnten. Auch hielt er es für sehr nützlich, Dramen mit biblischer Grundlage aufzuführen. Das protestantische Schuldrama erfüllte eine wichtige volkserzieherische Aufgabe. Die den Theologen durch das Studium der alten Sprachen vertraute Antike spielte dabei eine wesentliche Rolle. Strich betont, daß die deutsche Wiedergeburt der Antike gleichzeitig immer eine Abkehr von der katholischen Kirche war. „Renaissance und Reformation wirkten im 16. Jahrhundert Hand in Hand. Der Humanismus bereitete das Werk Luthers nicht nur vor, sondern stützte es mit dem Geist Melanchthons und dem Schwerte Huttens. Die antikisierende

[26]) Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, Heidelberg 1925, S. 122.

Dichtung damals, das Drama des klassischen Stils etwa von Paul Rebhuhn erwuchs aus protestantischem Geist[27])." Auch die Dramen von Rist und Gryphius, die beide aus dem protestantischen Pfarrhaus stammen, erwuchsen aus demselben Geist. Das Pfarrhaus hat seit den Tagen der Reformation die Verbindung mit der Antike aufrecht erhalten, zunächst nur aus theologischen Gründen, später aus Freude an Form und Gehalt der klassischen Literatur. Herder empfiehlt das Studium der Griechen, weil er bei ihnen die wahre Humanität zu finden glaubt[28]). Auch die antike Einstellung Lessings und Wielands ist nur aus ihrer protestantischen Geisteshaltung heraus erklärbar.

Die Literaturblüte des 18. Jahrhunderts ist demnach durch zwei Faktoren bestimmt, durch die Wiedererweckung des Gefühls im Pietismus, und durch die Pflege der Antike im Altprotestantismus. Der Pietismus leistet sein Höchstes auf dem Gebiet der religiösen Lyrik und der daraus entstehenden Natur- und Vaterlandsdichtung. Auch der im 18. Jahrhundert so beliebte und rasch aufblühende Roman wird von ihm beeinflußt. Mit der Pflege der Antike dringt deren Geist in die deutsche Dichtung und damit ein neues Formgefühl. Ein neuer Gehalt und ein neues Formgefühl aber waren die Mittel, die zur deutschen Klassik führten. Auch Goethe ist nur als Protestant denkbar.

---

[27]) Strich, Klassik und Romantik, 1924, S. 117.
[28]) Stoeckert, S. 53.

## Zweites Kapitel:

# Pfarrhaus und Dichterberuf.

In den Gesprächen mit Eckermann sagt Goethe: „Ein gewisser mittlerer Zustand ist dem Talent bei weitem zuträglicher, weshalb wir denn auch alle großen Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden[1])." Etwas ähnliches meint auch Hippel, wenn er in seinem Vermächtnis sagt: „Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studieren verbinden könnt, so ist's der geistliche Stand, und diesem widmet euch, so weit es immer möglich ist[2])." Unter den mittleren Berufen ist es der Beruf des Geistlichen, vor allem des Landgeistlichen, der im 18. Jahrhundert am meisten zur deutschen Dichtkunst beigetragen hat. Die in der Einleitung angeführten Namen sind dafür ein schlagender Beweis. Wenn Schoeffler von den englischen Pfarrhäusern des 18. Jahrhunderts sagt, daß sie Außenposten der Bildung, Außenposten des bewußten Geisteslebens der Nation gewesen seien, so gilt das in gleichem Maße von den deutschen Pfarrhäusern. Auch ihnen fiel im Laufe der Entwicklung die Aufgabe zu, das Innenleben der Landbevölkerung den geistigen Zentren kundzugeben[3]). Niemand ist so mit dem Volk verbunden wie gerade der Geistliche. Er ist der erste und letzte, der auf die menschliche Gesellschaft einwirkt. Dazu muß er bei dem Mangel an Ärzten im 18. Jahrhundert, bei dem Fehlen sozialer Fürsorge Armen und Kranken nachgehen und ihnen auch außergeistliche Hilfe und Zuspruch erteilen. Niemand kennt die Sitten und Gebräuche der Landbevölkerung so wie der Geistliche, dessen Aufgabe es ist, die Leiden und Freuden des Volkes zu teilen. Wenn der Beruf des Vaters in gewisser Beziehung maßgebend ist für die Lebensweise und Lebensanschauungen der ganzen Familie, so zeigt sich das in besonderem Maße im Pfarrhaus.

---

[1]) Eckermanns Gespräche mit Goethe, herausgegeben von A. v. d. Linden, Leipzig 1896, I, S. 102.

[2]) Hippel, Sämtliche Werke, Bd. 7, S. 183.

[3]) Schoefller, Protestantismus und Literatur, Leipzig 1922, S. 118.

Das bringt schon die nahe Berührung mit sich, in welche alle Glieder des Hauses mit der Kirche und dem geistlichen Amt versetzt werden. Neben der Kirche und dem Friedhof gelegen, nimmt das Pfarrhaus schon rein äußerlich einen hervorragenden Platz im Dorf ein. Und die enge Verbindung mit Kirche und Gemeinde, mit dem dörflichen Leben überhaupt durchzieht das ganze häusliche Leben. Was der Arzt bei den Kranken, was der Rechtsanwalt auf dem Gericht und der Kaufmann im Geschäft zu tun hat, das entzieht sich meist der Kenntnis der Familie, die Tätigkeit des Predigers dagegen ist der Familie ständig vor Augen. Kranken- und Sterbegänge, Taufen und Hochzeiten, Begräbnisse und sonstige Amtsfunktionen des Vaters entwickeln in den Kindern früh ein Gefühl der Verbundenheit mit Gemeinde und Volk. Der Klang der Glocken, der Gesang der Gemeinde drängt sich ihrem Gehör auf und die damit verbundene Feierlichkeit prägt sich ihrem Gedächtnis unauslöschlich ein. In anmutiger Gegend, in ländlicher Abgeschiedenheit führt die Pfarrfamilie ein trauliches, idyllisches Dasein. Beschränkte Mittel, der gewisse „mittlere Zustand", drängen zu Freuden einfacher ländlicher Art. Diese bieten sich im Kreislauf der bäuerlichen Geschäfte, im Pfarrgarten, in Wald und Feld. Die Freude an der Natur ist tief und um so dauernder, da sie nicht mit schwerer, körperlicher Arbeit verbunden ist wie bei der Dorfbevölkerung. Zu den äußeren Vorteilen kommen noch solche geistiger Art. Die klassische Bildung des Vaters ermöglicht es ihm, seine Söhne nicht nur selbst zu unterrichten, sondern ihnen schon in früher Jugend eine Liebe zu den Wissenschaften, vorzüglich zur Literatur zu übermitteln. Aus Neigung, Tradition, Anlage meist selbst dichterisch tätig, erziehen, fördern und entwickeln die Geistlichen die Dichtergabe ihrer Söhne aufs Sorgfältigste. In der Erziehung der Kinder spielen die persönlichen Liebhabereien des Vaters natürlich eine bedeutende Rolle. Der Generalsuperintendent Lichtenberg hält seinen achtzehn Kindern zwar Hauslehrer, unterrichtet sie aber selbst in Naturwissenschaft und Mathematik. Auf jeden Fall jedoch ist die Erziehung der Pfarrsöhne eine allseitige und gründliche. Die Grundlage ist selbstverständlich Bibel und Gesangbuch, die in jedem protestantischen Pfarrhaus einen Ehrenplatz einnehmen, doch auch die Klassiker wer-

den nicht vernachlässigt. Aus der reichen Bibliothek erhalten die Söhne auch sonst mannigfache Anregung. Seit der Reformation ist es den protestantischen Geistlichen Pflicht und Tradition, ihre Söhne studieren zu lassen. Was E. Schmidt über die Ausbildung der Pfarrersöhne der Nachreformationszeit sagt, gilt mit geringen Änderungen auch noch für die Geistlichensöhne des 18. Jahrhunderts. Wo sie nicht vom Vater selbst unterrichtet werden, bringen sie sich auf der Schule als Currentschüler durch Freitische und milde Gaben durch, zur Universität werden sie mit wenig Geld und guten Ermahnungen entlassen. Dann folgt die Hofmeisterzeit, und wenn ihnen das Glück günstig, erhalten sie die väterliche Stelle[4]). Im 18. Jahrhundert macht sich jedoch ein wesentlicher Unterschied geltend: Die meisten Pfarrersöhne studieren wohl noch Theologie, aber sie üben den Beruf eines Theologen nicht aus. Die Gründe dafür können persönlicher Art sein, oder aber tiefer liegen und mit den allgemeinen Zeiterscheinungen zusammenhängen. Es wird im Folgenden noch näher auszuführen sein, was der Hauptgrund für die Abkehr von der Theologie war. Wenn auch das Pfarrhaus während der geistigen Dürre der Nachreformationszeit ein Hort sittlicher und geistiger Kraft war, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß es in dem Bestreben, Luthers Andenken zu ehren, alte Traditionen zu gewissenhaft befolgte und so in eine gewisse Stagnation verfiel. Der neue Geist des 18. Jahrhunderts, aus den vereinten Kräften von Pietismus und Aufklärung hervorgegangen, hat hier Wandel geschaffen und in geistesgeschichtlicher Beziehung Änderungen von weittragender Bedeutung gebracht.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß Luther das Studium der alten Sprachen hauptsächlich wegen eines besseren Verständnisses der Heiligen Schrift befürwortete. So wurde das Studium der Theologie die Grundlage für eine formale Bildung. Die Kirche macht sich also die Sprachen der Alten zunutze, nicht aber deren Geist. Im Lauf der Zeit aber war mit einem besseren Verständnis der alten Sprachen auch der Geist der Klassiker eingedrungen. Damit aber öffnet sich die Kluft zwischen Theologie und Philologie. Letztere ist nicht mehr ein

---

[4]) J. Schmidt, S. 18 ff.

Anhängsel der Theologie, sondern wird im Lauf des 18. Jahrhunderts ein unabhängiges Studium[5]). Wenn nun die Theologen von Berufs wegen mit den klassischen Sprachen vertraut waren, so konnten sie nicht verhindern, daß mit diesen auch der Geist der Alten sich ihrem Verständnis offenbarte. Wer aber der alten Sprachen mächtig ist, der lernt ohne besondere Schwierigkeit die neuen Sprachen, vorzüglich Französisch und Englisch. Die meisten Geistlichen des 18. Jahrhunderts dürften des Französischen oder Englischen oder beider mächtig gewesen sein. In der englischen Literatur machte sich aber etwas früher als in der deutschen der neue Geist der Dichtkunst bemerkbar, der, obwohl aus dem Pfarrhaus, d. i. der daraus entstehenden glücklichen Verbindung von Natur- und Geistesinteressen gespeist, doch allmählich von der Theologie wegführte und selbständige Wege ging. Schoeffler hat nachgewiesen, wie stark in England im 18. Jahrhundert das protestantische Pfarrhaus die Literatur beeinflußt hat. Durch die Landgeistlichen werden in England der Literatur seit der Aufklärung zum Teil ganz neue Gebiete eröffnet. Es handelt sich hier vor allem um die Naturdichtung, die Grabes- und Nachtpoesie, um das Erwachen des Verständnisses für die Vergangenheit im eigenen Volkstum und um das Interesse für die Volksdichtung[6]). Das deutsche evangelische Pfarrhaus, hauptsächlich die Geistlichensöhne, zeigen sich von der englischen Literatur von Anfang an stark angezogen, da sie aus einem dem eigenen so sehr verwandten Interessenkreis heraus geboren ist. Da nun aber die Dichtkunst neue Stoffgebiete gefunden hat, wird sie Selbstzweck, nicht mehr Nebenbeschäftigung. Und so haben wir von der Mitte des Jahrhunderts an in Deutschland die merkwürdige Feststellung zu machen, daß viele Pfarrerssöhne sich von der Theologie abwenden und literarische Berufe aufnehmen. Noch Gottsched und Gellert glaubten beides, Beruf und literarische Tätigkeit, vereinen zu können; aber schon Lessing fühlt, daß ihn das Streben nach einer angemessenen bürgerlichen Versorgung nicht hemmen darf, seinem „innerlichen Berufe" zu folgen. Neben den englischen Einflüssen war es vor allem die Dichtung Klopstocks, die die junge Generation begeisterte. Hier war der erste

[5]) Stoeckert, S. 117.
[6]) Schoeffler, S. 86 ff.

deutsche Dichter von Gottes Gnaden; seinem Vorbilde wollten sie nachstreben im Rahmen ihrer eigenen Begabung. Bürgers Ideal ist, ein „Volksdichter" zu werden. Hölty will kein Dichter sein, wenn er kein ganzer Dichter sein kann. Lenz wird von seinem ganzen Wesen auf die Dichterlaufbahn gedrängt. Doch das Pfarrhaus, das seinem ganzen Wesen nach so günstig auf dichterische Veranlagung wirkt, dieselbe gewissermaßen großzieht durch eine Verbindung von höchsten geistigen Interessen mit den Einflüssen der umgebenden Natur und dem Gefühl der starken Zusammengehörigkeit mit Volk und Vaterland, widersetzt sich dem Bestreben der Söhne, sich ganz dem Dichterberuf zu widmen, auf das heftigste. Ich sehe dafür vor allem zwei Gründe. Einmal gibt der Vater nur ungern den Gedanken auf, in seinem Sohn den zukünftigen Gehilfen und Amtsnachfolger zu sehen. Der geistliche Beruf erscheint ihm als ein gottgewollter Beruf, als der ideale Beruf schlechthin, da er beiden, Gott und Menschen, dient. Die Abwendung davon muß ihm deswegen nicht nur als ein Nichtachten seiner Wünsche, sondern beinahe als Abfall von Gott und Religion erscheinen. Der zweite Grund hängt aufs engste mit der landläufigen Geringschätzung der Dichter und Schauspieler als Berufsklasse zusammen. So sehr man in literarisch gebildeten Kreisen die Dichtkunst schätzte, so gern die Geistlichen selbst ein Verslein schmiedeten und poetische Versuche bei ihren Kindern förderten, das Dichten galt ihnen doch nur als Nebenbeschäftigung. Der Dichter ohne bürgerlichen Beruf erschien dem auf realem Boden stehenden Mittelstand als eine Art verkommenes Genie. Hippel entwirft in seinen Lebensläufen das Schreckbildnis eines solchen Dichters: „So nachlässig der Anzug eines Dichters ist, so sieht's auch mit seinem Wissen aus. Da fehlt ein Hemdeknöpfchen, da hat das Kleid einen Kaffeeflecken, und an den Beinkleidern fehlt vorzüglich bei jedem Dichter etwas. Bitt' ihn, sein Stubenfenster zuzumachen, er riegelt nichts zu, er zieht nur an." Doch mit einem höheren Grad Verständnis begabt als die Allgemeinheit, fügt Hippel hinzu: „Es ist kein gemeines, sondern ein heiliges Dunkel, so den Dichter umgiebt[7])." Das Mißtrauen, das man Literaten und Dichtern entgegenbrachte, war allgemein und durchzog das ganze bürgerliche Le-

[7]) Hippel, Lebensläufe I, S. 137.

ben. Der Ruf, Verse machen zu können, wurde unter Umständen verhängnisvoll und schwerer verziehen als moralische Leichtfertigkeit. So läßt der als Anakreontiker bekannt gewordene Prediger Nikolaus Götz aus Furcht vor seinen Vorgesetzten, „die keinen Scherz verstehen", seine Gedichte 1745 namenlos erscheinen, damit er nicht um die beiden unentbehrlichsten Güter des Lebens, Brot und Frieden, komme[8]). Als Boie 1776 zum zweiten Stabssekretär im hannoverschen Heer ernannt wurde, schreibt er an Voss: „Ich habe meine Ursache, warum ich hier nicht gern Poet seyn möchte, und glaube überhaupt, Leute, die wie ich nur ein bißchen zum Spaß gereimt haben, müssen nie unter ihrem Namen auftreten oder ihn nur errathen lassen." Später wird er noch deutlicher: „Hab ich Ihnen geschrieben, daß Sie nichts von meinen Kleinigkeiten, wenn Sie noch was davon brauchen könnten, unter B. und X. drucken? Ich habe Localursachen. Auch ins Museum setz ich nichts, was mich verrathen könnte[9])." Auch aus Bürgers Lebensgeschichte ist bekannt, daß ihm sein Dichterruhm im amtlichen Leben sehr hinderlich war. Den pietistischen Eltern des jungen Lenz kommt das literarische Treiben ihres Sohnes als ein Vertiefen in „nichtswürdige Dinge" vor. Zu diesem allgemeinen Vorurteil kommen auch noch Gründe pekuniärer Art. Man kann es Eltern nicht verdenken, wenn sie ihre Söhne in einem ihrer Abstammung und ihrer Erziehung gemäßen Lebensberufe versorgt wissen wollen. Wie heute, so war es auch damals nicht leicht, sein Brot mit der Feder zu verdienen. Der junge Lessing schreibt an seinen Bruder Karl: „Nimm meinen brüderlichen Rat, und gebe den Vorsatz ja auf, vom Schreiben zu leben[10])." Und Hölty, der sich mühsam mit Übersetzungen aus dem Englischen über Wasser hält, klagt seinem Freunde Voß: „Die edle Schriftstellerey hängt ihren Jüngern den Brodkorb sehr hoch[11])." Doch trotz allen Schwierigkeiten gehen die jungen Dichter ihren Weg, einem inneren unbestimmbaren Drange folgend. Die Untersuchungen über die Jugendumstände von Gottsched, Bodmer, Gellert, Lessing, Wieland, Schubart,

[8]) Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur II, Leipzig 1904, S. 123.

[9]) Weinhold, H. Ch. Boie, Halle 1868, S. 77 ff.

[10]) Lessings sämtliche Schriften, Bd. 17, S. 251.

[11]) Höltys Werke II, S. 172.

Claudius, Lichtenberg, Boie, Bürger, Hölty, Lenz, Matthison, d. h. von Dichtern, die mehr oder weniger bedeutend geworden sind für die deutsche Literatur, ergeben wichtige Aufschlüsse über den weitreichenden Einfluß des Pfarrhauses auf das dichterische Schaffen. Jugendeindrücke sind besonders im Leben dichterisch Schaffender vielfach maßgebend für ihre später zur Entfaltung kommende Geistesrichtung. Mehr oder weniger bewußt oder unbewußt, je nach der Stärke der Jugenderlebnisse und der Besonderheit des in der Jugend Gesehenen, Gehörten und Empfundenen erwächst der Antrieb zu einer bestimmten Richtung des späteren Dichtens. Es ist somit psychologisch leicht, die Töne, die von den genannten Dichtern am häufigsten angeschlagen werden, nämlich: Gott, Natur und Vaterland, auf die protestantische Geistesrichtung, auf die im Pfarrhaus verbrachte Jugend zurückzuführen. Die Erinnerung an eine glückliche, kampflose, in idyllischer Umgebung verbrachte Jugend leitet Agathon während aller Konflikte und Wandlungen seiner Reifezeit. Das Erlebnis Agathons ist das Erlebnis der obengenannten Dichter. Auf die glückliche, behütete Jugend in ländlicher Abgeschiedenheit folgt Enttäuschung durch die Welt, Erkenntnis der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem erlernten Ideal und dem Treiben der Menschen. Manche halten trotz Enttäuschungen am Ideal fest, bei andern setzen Zweifel ein über die Gültigkeit der überkommenen Lebensnorm. Der Wandel ihrer Stellung zu diesem Problem, die Erschütterung ihres Glaubens, die Unsicherheit, das Wiedergewinnen eines festen Standpunktes machen den allmählichen Reifeprozeß aus. Wie bei Agathon ein Zurückfinden zum geläuterten und von aller gefühlsmäßigen Überschwenglichkeit befreiten Glauben seiner Jugend als Ziel beabsichtigt ist, so läßt sich auch bei unsern Dichtern trotz manchen Wandels, den die einzelnen Persönlichkeiten durchmachen, beobachten, wie der ursprünglich pietistische Grundgedanke immer wieder durchbricht. Die Entwicklung eines Parzival, eines Simplicius, eines Agathon soll der psychologische Ausgangspunkt sein, von dem aus wir das Werden der dem Pfarrhaus entstammenden Dichter verfolgen. Dabei ergeben sich drei Hauptgesichtspunkte: (1.) Das Elternerbe, „die angeborene Werdekeit"; (2.) Erziehung und Jugendeindrücke; (3.) Kampf und Auseinandersetzung mit der Welt.

## 1. Das Elternerbe.

Es hängt mit der Stellung der Frau und dem Stand der weiblichen Bildung im 18. Jahrhundert zusammen, wenn in der zeitgenössischen Literatur von Müttern weniger die Rede ist als von Vätern. Und doch hat die Pfarrfrau so gut wie jede Mutter einen wesentlichen Anteil an der Erziehung ihrer Söhne. Der Bildung nach ihrem Mann nicht ebenbürtig, zeichnet sie sich doch durch Gemütstiefe, Mutterwitz, praktischen Sinn und Herzensfrömmigkeit aus. Hippel hat in den Lebensläufen an der prächtigen Pfarrfrau gezeigt, wie solch unverbildete Frauen mit dem Volkstum verwachsen sind und ihrerseits den Söhnen poetische Kräfte vermitteln können, die den Gaben der Bildung und des Charakters von seiten der Väter durchaus ebenbürtig an der Seite stehen. Auch ist es die Mutter, die das Familienleben bestimmt. Es mag den Pfarrfrauen nicht immer leicht geworden sein, den zwar gelehrten, aber oft unpraktischen Hausherrn zu ergänzen, dem Haushalt vorzustehen bei meist kärglichen Mitteln, die Kinderschar in Zucht zu halten, während sich der Vater nur zu oft in sein Studierzimmer zurückzog und sich in seine ständig wachsende Bücherei vergrub. Und da die Gastlichkeit des Pfarrhauses mit zum Berufe gehört, der Pfarrfrau aber größtenteils allein zufällt, wie auch die Pflege der Armen und Kranken, so erweitert sich ihr Pflichtenkreis auch nach außen. Unter dem Gesichtspunkt der stillen Größe sind die spärlichen Mitteilungen, die wir von den Müttern unsrer Dichter haben, zu beurteilen. Auch das Bild, das wir von Lessings Mutter haben, dürfte sich dabei etwas verändern. Die Anforderungen, die eine große Familie, eine engherzige, klatschsüchtige Gemeinde, Not und Armut an sie stellten, haben sie mit der Zeit zermürbt. Doch war sie ihrem Gatten allezeit eine treue Gehilfin. Ihr Sohn Gotthold Ephraim weiß seiner Schwester gegenüber seiner Frau kein besseres Lob zu erteilen, als daß er von ihr sagt, daß sie ebenso herzlich gut und rechtschaffen sei, als die Geschwister nur immer die Mutter gegen den Vater gekannt hätten[12]). Bei Wieland scheint eine starke Vorliebe für die lebhafte, witzige, liebevolle Mutter gegenüber dem ernsten und strengen Vater vorzuliegen. Vom

[12]) Lessing, Briefe XII, S. 476.

Wesen der Mutter scheint mehr auf ihn übergegangen zu sein als vom Vater. „Wenn ich etwas link oder pedantisch mache, so denke ich an meinen Vater, aber mit Liebe erinnere ich mich der Mutter. Das Ängstliche, Ungeduldige, Trippelnde, Imaginative habe ich ganz von der Mutter[13])." Eine tiefe Verehrung klingt aus den Worten Lichtenbergs, wenn er sagt, daß der Gedanke an die Mutter ihn verhindere, je etwas Schlechtes zu tun. Ihren Sterbetag feiert er noch in vorgerücktem Alter wie einen „Heiligen-Tag"[14]). Und das Leben Gottfried August Bürgers beweist, wie verhängnisvoll das Fehlen des sanftwaltenden Einflusses einer gütigen Mutter werden kann.

Den Traditionen des 18. Jahrhunderts gemäß spielt der Einfluß der Väter auf die Söhne eine größere Rolle, als der der Mütter. Der Umstand, daß die Väter Geistliche sind, ist dabei von besonderer Bedeutung. In keinem anderen Berufe besteht die Notwendigkeit in dem Grade, daß Leben und Lehre übereinstimmen, wenn letztere nicht wirkungslos werden soll. Dabei besteht freilich die Gefahr, daß das pastorale Pathos auch im Familienleben und im Verkehr mit den Kindern zu stark betont wird. Doch läßt sich eine Übereinstimmung der literarischen und allgemein geistigen Haltung der jugendlichen Söhne mit der des Vaters feststellen. Sie ergibt sich ohne weiteres da, wo die Väter durch oratorische oder literarische Tätigkeit bedeutend sind. Am auffallendsten tritt sie bei Lessing zutage. Sein Vater ist ein tüchtiger, gelehrter, aufrichtig frommer Mann, der, obwohl er sich ein langes Leben lang im Dienst der lutherischen Kirche abmüht, doch noch Zeit findet für schriftstellerische Tätigkeit. Sein gründliches Wissen, seine Kenntnis der alten und neuen Sprachen sind ihm dabei von großem Nutzen. So ist er einer der ersten Übersetzer John Tillotsons. Wie später der Sohn, fühlt auch er sich hingezogen zu den Engländern, weil bei denselben auch die „ungezogenen Gemüter die Religion nicht beschimpfen, sondern nur mit Scheingründen befehden". In Fachzeitungen veröffentlicht er Abhandlungen und Kritiken, denn „das gelehrte Rezensierhandwerk" hat er wie

---

[13]) Ofterdinger, Wieland, Heilbronn 1877, S. 19.

[14]) Lichtenbergs Briefe III, 1902, S. 161.

[15]) Erich Schmidt, Lessing, Berlin 1908, S. 10.

sein Sohn gepflegt[15]). Den Toleranzideen seines Sohnes hat er vorgearbeitet, denn obwohl er das Andenken Luthers jährlich durch Kirchenfeste, Neudrucke und Forschungen feiert, ist ihm doch Unduldsamkeit in Religionssachen verhaßt. Er ärgert sich über eine Hetzpredigt eines jungen Kollegen gegen die Herrnhuter. Er findet ihr praktisches Christentum frei von gefährlichen separatistischen Irrlehren. Auch legt er kein Gewicht auf abweichende Ansichten von „Neben-Religions-Sachen"[16]).

Auch Johann Michael Reinhold Lenz steht in der Jugend ganz im Banne seines streng pietistisch gerichteten Vaters. Von dessen zahlreichen Schriften erlebt die Abhandlung „Die Stärke des Schriftbeweises für die in unsern Tagen angefochtene Lehre von der Genugthuung Jesu Christi überhaupt kürzlich gezeiget" vier Auflagen und eine Übersetzung ins Schwedische. Die pietistische Grundhaltung wird besonders in den Jugendgedichten des Sohnes offenbar. Bei verschlossenen Türen ahmt dieser auch die Predigt und die Predigtweise des Vaters nach, bis er eines Tages dabei überrascht wird[17]). Auch in der Zeit, in der er eigene Wege geht, bewahrt er eine aufrichtige Verehrung für seinen frommen Vater und die religiöse Bewegung, die seinem Geist die Richtlinien gab. An Simon schreibt er einmal: „Die Pietisten sind keine Spitzbuben, ich kenne sie besser. Sie thun alles, wenn man in ihre Ideen hineinzugehen weiß und sich nicht offenbar wider sie erklärt. Ich habe einen Vater, der Pietist ist, er ist der trefflichste Mann unter der Sonne. Schreiben Sie ihm, er wohnt zu Dörpt in Liefland; aber ich bitte, geben Sie ihm diesen Schlüssel zu Ihren Schriften und ganzen bisherigen Betragen, und er wie alle guten Pietisten springt über die Mauer für Sie, und Sie werden die Folgen sehen[18])." Und als er später gebeten wird, sich an einer Sammlung Lebensbeschreibungen berühmter lebender Männer zu beteiligen, schreibt er an seinen Vater: „Von wem könnte ich sie (die Beiträge) wohl mit mehr Fug und ohne irgendwelche Pflicht zu verletzen mit wärmerem Herzen liefern als von meinem Vater?[19])"

---

[16]) E. Schmidt, S. 11.

[17]) Kindermann, Lenz und die deutsche Romantik, 1925, S. 330.

[18]) Briefe I, S. 67 ff.

[19]) Ebenda II, S. 192.

Wieland schreibt nach dem Tode seines Vaters an Riedel: „Dieser unglückweissagende Bogen, liebster Freund, bedeutet, daß ich meinen alten rechtschaffenen Vater verloren habe. Er ist gestorben, wie er gelebt hatte, und ich wünsche allen Philosophen nebst Ihnen und mir, unsere Rollen beim letzten Austritt so edel und schön zu spielen, als dieser würdige Mann getan hat[20])." Auch Schubart stellt seinem Vater ein schönes Zeugnis aus: „Hätt' er nicht von Jugend auf sich durch Armuth und Mangel durchkämpfen müssen, und wär' er in nicht so ganz enge und geschnürte Lebenslagen gekommen, er würde ein wichtiger und berühmter Mann geworden seyn; denn er hatte Schnellkraft, Muth, deutschen Sinn, Mark in Worten und Thaten, Naturgeschmack und Gefühl für alles, was gut, groß, edel und schön ist[21])." Lichtenberg feiert das Andenken seines Vaters, indem er sich jährlich an dessen Sterbetag einschließt[22]). Ein grundgütiger Mann war auch der Vater von Matthias Claudius. Man vergleiche nur das Gedicht: Bei dem Grabe meines Vaters[23]) und die Erklärung zum Vater-Unser: „Wenn ich beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte[24])." Seinen frommen Vater hat er vor Augen, wenn er das Bild eines wahren Predigers entwirft: „Er ist ein Säemann, der nicht für diese, sondern für eine bessere Welt säet; ein Lehrer der großen seligmachenden Lehre Gottes; ein Vater und Tröster seiner Gemeine; ein schwacher, unwürdiger, brechlicher Mensch, aber mit dem Blitz Gottes in der Hand, den er nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten hat[25])." Wie eng Hölty mit seinem Vater verbunden war, bezeugt das Gedicht: „Auf den Tod meines Vaters" und die Briefe, die er an seinen Bruder und an seinen Freund J. M. Miller nach dem Ableben des Vaters schreibt[26]).

---

[20]) Ofterdinger, S. 27.

[21]) C. F. D. Schubarts gesammelte Schriften und Schicksale I, Stuttgart 1839, S. 15.

[22]) Briefe II, S. 89.

[23]) Matthias Claudius' Werke, herausgegeben von Redlich, Gotha 1882, S. 106.

[24]) Ebenda, S. 191.

[25]) Ebenda, S. 175 ff.

[26]) Höltys sämtliche Werke, herausgegeben von W. Michael, II, S. 142 ff.

## 2. Erziehung und Jugendeindrücke.

Theologensöhne, besonders solche, die auf dem Lande aufwachsen, haben ungezählte Vorteile gegenüber andern. Der humanistisch gebildete Vater ist befähigt, seine Söhne selbst zu unterrichten, auf die höheren Schulen, oft sogar auf die Universität vorzubereiten. So läßt sich Gottscheds Vater den Unterricht seines lernbegierigen Sohnes angelegen sein, und schon mit vierzehn Jahren ist dieser reif zum Besuch der Universität Königsberg. Auch Bodmer und Wieland erhalten den ersten Unterricht vom Vater. Lessings Vater behält den Unterricht in der Religion bei, nachdem er für die andern Fächer einen Hauslehrer herangezogen hat. Der Generalsuperintendent Lichtenberg unterrichtet seine Kinder selbst in Mathematik und Physik. Matthias Claudius und Hölty werden vom Vater bis zum fünfzehnten Jahr in der Dorfpfarre unterrichtet. Mannigfache Anregung erhalten die Predigersöhne in der Bücherei des Vaters. „Man sagt von den Geistlichen Kinder und Bücher", sagt Hippel in den Lebensläufen[27]), und die literarischen Überlieferungen des 18. Jahrhunderts geben ihm recht. Der junge Lessing fühlt sich am wohlsten in der Bibliothek des Vaters, die die stattliche Zahl von 1800 Bänden aufweist. Der junge Bodmer treibt sich während seiner Reisezeit am liebsten in Bücherläden herum. Auch Schubart findet früh Geschmack an der Lektüre und verschlingt sonderlich die altdeutschen Romane und Rittergeschichten. „Luthers derber Ton gefiel mir schon damals, weil er mit meinem und meiner Mitbürger Geist so innig sympathisierte[28])." Die Bücherei des Kirchenpropstes Johann Friedrich Boie war so groß, daß nach seinem Tode zur Versteigerung ein gedruckter Katalog erscheinen konnte.

Bei den meisten der genannten Pfarrersöhne zeigen sich schon früh dichterische Neigungen, die von literarisch gebildeten Vätern sorgfältig unterstützt und gefördert werden. Bei diesen frühen dichterischen Versuchen sind zweifellos die vom Vater erhaltenen Anregungen und das Streben, ihm zu gefallen, maßgebend. Man stand ja damals noch auf dem Standpunkt, daß die Dichtkunst lehrbar und lernbar sei. Johann Andreas

---

[27]) Hippel, Lebensläufe I, S. 217.

[28]) Schubarts gesammelte Schriften, S. 19.

Cramer, der Biograph Gellerts, schreibt in bezug auf die frühe dichterische Betätigung Christian Fürchtegotts: „Angenehm würde es sein, wenn man die natürliche Lust und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten Ursprung und der frühesten Entwicklung dieses edlen Keimes verfolgen könnte. Soviel wissen seine vertrautesten Freunde, daß auch sein Vater die Poesie liebte, selbst zuweilen Gedichte schrieb und zugleich ein allzu liebreicher Vater war, als daß er irgendeiner natürlichen Fähigkeit und Neigung seiner Kinder hätte Gewalt antun wollen[29])." Auch Gottscheds Vater ermuntert seinen Sohn zur Dichtkunst, die er selbst in seinen Mußestunden pflegt. Der junge Bodmer streut in seine Briefe an seine Freunde gerne die Erstlinge seiner Muse ein. Wieland schreibt schon im dritten Jahr seine ersten poetischen Versuche auf feines holländisches Schreibpapier, mit dem ihn der Vater reichlich versieht. Die vielen Gedichte, die er bis zum vierzehnten Jahre macht, füllen allmählich viele Schachteln und werden von der Mutter sorgfältig aufgehoben.

Über Inhalt und Form dieser Gedichte läßt sich nichts aussagen, da sie meistenteils verloren gingen; doch dürften sie neben Gelegenheits- und Glückwunsch-Gedichten hauptsächlich religiöser Art gewesen sein, wie die erhaltenen Jugendgedichte von Lenz. Anakreontisches Getändel wurde in strenggläubigen Pfarrfamilien nicht geduldet. Lessings Schwester steckt ein Heft voll Trink- und Liebeslieder ihres Bruders in moralischer Entrüstung ins Feuer.

Viel wichtiger als die aus Büchern gewonnenen Anregungen zur Dichtkunst sind die Gemüt und Gefühl beeinflussenden Kräfte der Natur. Das Naturgefühl ist ja deshalb bei Landpfarrerssöhnen so stark entwickelt, weil sie in idyllischer Umgebung aufwachsen und durch verständnisvolle Leitung der Eltern den Landmann bei der Arbeit beobachten lernen, auch wohl selbst mit Hand anlegen und ihnen dabei genügend Zeit bleibt, sich in Feld und Wald zu tummeln. Bodmer wächst in einem idyllisch gelegenen Landstädtchen auf, das einen prächtigen Blick hat auf See und Gebirge. Wieland erinnert sich zeit seines Lebens der blumenreichen Wiesen und freundlichen Gärten, die das Pfarrhaus in Oberholzheim bei Biberach

[29]) Ch. F. Gellerts Leben von J. A. Cramer, Leipzig 1775, S. 5.

umgaben. Auch Schubart wächst in landschaftlich schöner Gegend auf und empfängt darin Eindrücke, die durch alle folgenden Veränderungen seines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten. „Ich empfand die Schönheiten der Natur bis zur ausgelassensten Begeisterung. Vergangenheit und Zukunft schwand mir, wenn ich an einem Maientage in meinem Garten wandelte und meine Seele mit dem summenden Käfer im Duft der Apfelblüte so ganz Genuß war. Aalen liegt in einer schönen Gegend und bietet durch seine Flüsse, Weiher, Wälder, Gebirge, kunstlose Gärten dem Gefühlvollen reichen Stoff zum Genusse der Natur[30])." Matthias Claudius verbringt seine ganze Jugend in dörflich-bäuerlicher Umgebung und nimmt die Vorliebe für ländliches Leben so tief in sich auf, daß er sich später niemals in der Stadt wohlfühlt. Auch Höltys Anlage zum Dichten wird durch seine Jugendumstände gefördert. In der ländlichen Umgebung hat er Gelegenheit, den Kreislauf der bäuerlichen Geschäfte und jeden Vorgang in der Natur zu beobachten. Früh lernt er die Sitten und Gebräuche, die Denkungsart des Landmanns kennen. Seine Hinneigung zum Ruhigen, Stillen, Feierlichen und Schauerlichen macht sich schon im Knabenalter bemerkbar. Abgesondert von seinen Gespielen verbringt er viele Stunden in einsamen, stillen Gegenden, im „schweigenden Wald", an der „sanftweinenden Quelle", auf dem Gottesacker. Die Erinnerung an die auf dem Dorfe verbrachte Jugendzeit, der Zauber der Spinnstuben, der unter der Linde gesungenen Lieder und Balladen befähigen Gottfried August Bürger, die beiden Hauptforderungen, die er an den Dichter stellt, nämlich Naturtreue und Volkstümlichkeit, aufzustellen[31]). In Matthisons Lyrik, in seinem Tagebuch und in seinen Reisebeschreibungen finden sich häufig Anspielungen auf eine glückliche Kindheit. Mit Sehnsucht denkt er an die frohen Spiele seiner Knabenjahre in Dorf und Hain, in Wiese, Wald und Feld, an den Erntesegen und das emsige Schaffen der Schnitter[32]).

Die Romantik der Dorffriedhöfe, das Vertrautsein mit

---

[30]) Schubarts Schriften, S. 20 ff.

[31]) Bürgers Werke III, S. 10.

[32]) F. Matthisons Gedichte und Tagebuch, herausgegeben von G. Bölsing, Tübingen 1912, S. 162, 229 und 314.

Sterben und Tod verbunden mit dem christlichen Auferstehungsglauben erweckt in den poetisch veranlagten Söhnen von Landpfarrern Todessehnsucht, einen Hang zum Feierlichen und Schauerlichen. Wieland sagt von seinen Knabenjahren: „Ich liebte die Einsamkeit sehr und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten meiner Eltern zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern[33].)" Schubart hat schon früh „schauerliche Anwandlungen", und der nahe Friedhof hat große Anziehungskraft für ihn. „Daher besuchte ich oft heimlich die Gräber meiner toten Freunde und Bekannten, um dem schwülen, dumpfen Gefühle meines Herzens unter schwarzen Kreuzen, Totenkränzen und morschen Gebeinen Luft zu machen. So wechselten in meiner Seele die Farben der Nacht und des Tages, die Bilder der Schwermut und der Freude beständig, und daher läßt sich psychologisch erklären, wie ich nachher bald Totengesänge, bald Trink- und Freudenlieder machen konnte[34])." Zur Bewertung von Schubarts Todesliedern sind die Kirchhofserlebnisse seiner frühen Jugend nicht hoch genug einzuschätzen. Er schwankt zwischen Todeshaß und Todesliebe, zwischen Todesverachtung und Todessehnsucht. Doch der christliche Lebensgedanke bleibt schließlich Sieger. Der Tod ist nicht das Ende. Die Gewißheit der Auferstehung erfüllt ihn. Die täglichen religiösen Ermahnungen seines Vaters tragen endlich Frucht. Für den jungen Hölty hat der Tod nichts Schreckliches. Er liebt das Gespenstmäßige, wünscht sich Erscheinungen, und weil keine kommen, schleicht er sich einmal bei Nacht als Gespenst auf den Kirchhof und erschreckt vorübergehende Bauern[35]). Die Todessehnsucht wird bei ihm verschärft durch seine Krankheit. Durch sein ganzes junges Leben „rauscht der schwarze Flügel des Todes"[36]). Bei Matthias Claudius verwandelt sich die pathetische Todessehnsucht Höltys in ein stillergebenes Warten. Der Tod ist ihm Freund Hein. Selbst für Lichtenberg hat

---

[33]) Wielands Werke, herausgegeben von G. Hempel, I, S. 8.

[34]) Schubarts Schriften, S. 15 ff.

[35]) Miller, Der Göttinger Dichterbund. Deutsche National-Literatur XX.

[36]) Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung, Halle 1928, S. 294.

der Kirchhof eine unwiderstehliche Anziehungskraft; bei Nacht schleicht er dem Vater heimlich nach, wenn ein Toter bestattet wird. Matthison gedenkt „mit süßem Schauern" der Einsamkeit, der Abendruhe, des Friedhofs und der melancholischen Mondnacht[37]).

## 3. Kampf und Auseinandersetzung mit der Welt.

Mit dem Lehramt teilt der geistliche Stand den Vorzug eines auf ideale Interessen gerichteten Berufes. So werden auch in den Kindern von Jugend auf ideale Beschäftigungen angestrebt und die Gedanken auf eine Zukunft gerichtet, die vor allem geistige Befriedigung verspricht. Daher findet man bei den Söhnen von Pfarrern eine beinahe selbstverständliche Entschiedenheit für die gelehrte oder die theologische Laufbahn. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts ergreifen die Söhne von Geistlichen ohne weiteres das theologische Studium, einmal weil die Theologie die Grundlage der gelehrten Bildung darstellt und es überdies selbstverständlich ist, daß die Söhne, besonders Geistlichensöhne, den Beruf des Vaters aufnehmen. Die ganze häusliche Erziehung zielte ja darauf hin. Zum selben Zweck werden sie, sofern sie nicht vom Vater selbst auf die Universität vorbereitet werden, auf die Hochburgen protestantischer Erziehung, auf die Fürstenschulen Meißen, Grimma oder Pforta oder aber auf pietistische Anstalten wie Klosterbergen geschickt. Unter teilweise großen Opfern und Einschränkungen der Eltern wird ihnen dann das Universitätsstudium ermöglicht. Es wird wenig Pfarrerssöhne geben, die nicht durch die Schule der Armut hindurchgegangen sind. Durch Freitische, Stipendien, Stundengeben, Übersetzungen, Hofmeisterdienste suchen sie den kärglichen väterlichen Zuschuß zu strecken. Ein Brief Lichtenbergs an G. H. Amelung gibt Aufschluß hierüber: „Göttingen ist ein sehr teures Pflaster, liebster Freund. Sie wissen, ich hatte vom Landgrafen 400 Gulden darmstädtisches Geld und einen Freytisch, und es kostete mich Mühe, durchzukommen. Ich bezahlte freilich alle meine Collegia, aber

[37]) Literaturnachweis auf S. 38.

meine Mutter gab mir auch etwas unterweilen, und ich repetirte anfangs und gab selbst mathematische Stunden und machte Verse auf die Prorektor Wahlen, corrigirte für die Buchdruckerei pp.[38])." Boie, obgleich selbst bedürftig, unterstützt die in bitterer Not sich befindenden Dichter Bürger und Hölty während ihrer gemeinsamen Studienzeit. Dem letzteren überläßt er auch seine eigene schon angekündigte Sammlung von Übersetzungen und verschafft ihm Unterricht im Englischen.

Viel drückender aber als die äußere Armut müssen die Kämpfe geistiger und seelischer Art gewesen sein. Wenn man auch im aufgeklärten Jahrhundert bei der jungen Generation kaum etwas von heftigen, religiösen Zweifeln merkt, so dürfte doch der an den Universitäten herrschende Rationalismus nicht ohne Einfluß auf die von Haus aus streng gläubig erzogenen Pfarrerssöhne gewesen sein. Besonders um die siebziger Jahre brechen alte Schranken und Traditionen, neue Ideale werden aufgestellt; man beansprucht das Recht, über sich selbst zu bestimmen. Auch die Stellung des Geistlichenberufs wird davon betroffen. Jean Paul hat die Kämpfe jener Zeit mit feinem psychologischem Verständnis dargestellt: „In früheren Zeiten konnte ein Greis, der seinen Sohn in die theologischen Hörsäle hinausschickte, niemand zurückerwarten als einen Bilder- und Himmelsstürmer alles dessen, was er in seinem Amte auf dem Altar bisher altgläubig angebetet: Der Sohn kam als Heidenbekehrer oder Antichrist des Vaters nach Hause. Es mag damals väterliche Leiden gegeben haben, welche, obwohl verschwiegener, tiefer waren als mütterliche[39])."

Doch die Abkehr unserer Dichter vom theologischen Beruf hängt durchaus nicht von den religiösen Ansichten ab. Interessant ist es, zu beobachten, wie sich die Wandlung allmählich vollzieht. Für Gottsched ist die Abkehr von der Theologie in gewissem Sinne rein zufällig. Die Flucht aus Königsberg vor den preußischen Werbern hat seinen sorgfältig geplanten Lebensgang gewaltsam in andere Bahnen gelenkt. Aber noch im Jahre 1740 hat er die Theologie nicht ganz aus den Augen verloren. Es hat für ihn etwas durchaus Lockendes, als Theologus in seine Vaterstadt zurückzukehren. In einem Bewer-

[38]) Briefe II, S. 237.

[39]) Zitiert bei Baur, S. 229.

bungsschreiben um die Stelle des verstorbenen Hofpredigers und Professors der Theologie, Dr. Quandt, sagt er, daß er in seiner Heimatstadt „zehn Jahre lang ein eifriger Theologus gewesen und ohne Ruhm zu melden, unter den Candidaten einer der belibtesten im Predigen gewesen". In Leipzig selbst predigt er erst, seit er Professor geworden war, nicht mehr; „im Ganzen habe er es mehr als hundertmal getan[40])."

Auch Bodmer, der Verehrer Miltons und Nachdichter biblischer Epen, wird nicht von religiösen Zweifeln geleitet bei der Abkehr von dem Beruf des Geistlichen. Vielmehr dürfte ihn die allzu orthodoxe Auffassung, die ihm im Carolinum zu Zürich begegnete, abgeschreckt haben. Nur der Einsprache der verständigen Großmutter hat er es zu verdanken, daß ihm die Theologie nicht aufgezwängt wird, denn der Vater verzichtet nur ungern auf den ihm liebgewordenen Gedanken, in seinem Sohn den künftigen Gehilfen und Amtsnachfolger zu sehen. „Ich werde niemals vergessen", schreibt Bodmer noch in vorgeschrittenem Alter, „mit welcher Innigkeit er mir die Würde und Heiligkeit des Priesterthums schilderte, da er bemerkte, daß ein andrer Hang mich davon entfernte[41])."

Wenn Gellert den Beruf eines Predigers nicht ausübt, so ist dieser Umstand auf ein verhängnisvolles Jugenderlebnis und auf schlechte Gesundheit zurückzuführen. Mit fünfzehn Jahren soll der angehende Prediger in einer Leichenrede die erste Probe seiner Beredsamkeit ablegen. Er bleibt stecken. Er selbst berichtet über diesen Vorfall: „Man glaubte, ich wäre vor Betrübnis von meinem Gedächtnis verlassen worden. Viel Gelindigkeit. Indeß hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet. Der Gedanke daran verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat[42])." Cramer bezeugt dies, wenn er feststellt, daß Gellert ohne Ängstlichkeit, schlechte Gesundheit, schwache Brust, mit einem festeren und treueren Gedächtnis unter den ersten geistlichen Rednern in Deutschland einen vorzüglichen Rang behauptet

---

[40]) Gottsched und seine Zeit, von Th. W. Danzel, Leipzig 1848, S. 22.

[41]) Johann Jocob Bodmer, Denkschrift zum 200. Geburstag, Zürich 1900, S. 7.

[42]) Cramer, S. 19.

haben würde. „Als ein geistlicher Redner würde er sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch das Licht seiner Vorstellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung, durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterschieden haben[43])." Die fromme Erziehung, die Gellert im elterlichen Pfarrhaus erhielt, hat sein ganzes Leben, seine Lehren und seine schriftstellerische Tätigkeit beeinflußt. Er blieb letzten Endes eben doch ein Prediger; nur erweiterte sich seine seelsorgerliche Tätigkeit über ganz Deutschland, ja über die ganze gebildete Welt. „Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer erbaten sich seinen Rat bei Heiratsentschließungen, Jünglinge, wie sie studieren, Zweifler, wie sie den Unglauben bekämpfen sollten. Er stand allen bei mit Unterricht, Rat, Trost, Belehrung, Beruhigung, Fürbitte. Er war der allgemeine Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters[44])."

Schon bei Bodmer war der eigentliche Grund der Abkehr vom Predigtamt der unbestimmte Drang, frei von einengenden Berufspflichten sich ganz den dichterischen und literarischen Neigungen widmen zu können. Der neue Geist, die ersten Angriffe auf die französierende Dichtung, ging ja von den Schweizern aus, die, von Milton und den englischen Philosophen angeregt, der Phantasie zu ihrem Recht verhalfen und die in der menschlichen Seele geheimnisvoll wirkenden Kräfte erkannten. Mit dieser Erkenntnis machte sich auch eine neue Einstellung zum Dichterberuf bemerkbar. Dichten ist nicht mehr Nebensache, keine Beschäftigung für müßige Stunden, sondern innere Notwendigkeit, Gottesgnadentum. Wie bei Milton so wird auch bei Klopstock das religiöse Erlebnis der entscheidende Antrieb zum Dichten. Durch ihn wird der Beruf des Dichters ein Priesterberuf. Gerade die Pfarrerssöhne, die von Jugend auf mit idealen Interessen vertraut waren, die sich selbst schon seit ihrer Knabenzeit dichterisch betätigten, werden von dem neuen Geist fortgerissen. Gottsched und Gellert gehören noch zur alten Schule, für die Theologie und Lehrtätigkeit mit dichteri-

---

[43]) Ebenda.

[44]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, Braunschweig 1913, I, S. 380.

scher Betätigung gleichbedeutend ist; bei Bodmer zeigt sich der Wandel zaghaft an, bei Wieland und Lessing schon ausgesprochener; bei Lenz, Bürger und den Hainbündlern ist er vollzogen. Der Theologenberuf wird aufgegeben, weil man sich einem andern Priestertum zuwendet, durch das man weitere Kreise zu erreichen hofft.

Ohne seelische Erschütterung ging solche Umstellung nicht vonstatten. Die Kämpfe, die Bodmer zu bestehen hatte, wurden schon angedeutet. Auch der Pfarrer Wieland bestimmt seinen einzigen Sohn zur Theologie. Die Vorbildung zu Hause, die spätere Ausbildung im pietistischen Institut zu Klosterbergen entsprechen diesem Plan. Aber die Hinneigung des Sohnes zur antiken Philosophie, der Hang zum Mystizismus, das hervorragende Talent für Poesie verursachten dem Vater allerlei Bedenken. Dazu kommt noch der schwächliche Körper des Sohnes, den er als ein ausgesprochenes Hindernis für einen künftigen Theologen ansieht[45])." Deswegen bestimmt er ihn schließlich zum Studium der Rechtswissenschaft. Aber auch daran findet der junge Wieland wenig Geschmack. Er gibt sich vielmehr hochfliegenden Dichterträumen hin. Er will die schönsten Geistesblüten seines Genius zu einem duftenden Kranz um das Haupt der Geliebten winden und dabei als Jüngling ehrenvoll in den damals nicht vollen Kreis der deutschen Dichter treten[46]).

Bei dem jungen Lessing ist die geistige Umstellung mit schärferen Kämpfen verbunden. Zunächst widmet auch er sich auf Wunsch des Vaters der Theologie. Aber das Treiben der Welt nimmt ihn gefangen. In kleinstädtischer Abgeschiedenheit aufgewachsen, schämt er sich in der großen Stadt seines Mangels an weltmännischem Schliff. Und so besucht der Sohn des frommen lutherischen Pastors das Theater und unterhält eifrigen Verkehr mit Komödianten, trotz häufiger mündlicher und schriftlicher Proteste der Eltern. Die schlimmste Kunde aber, die den lutherischen Pfarrer treffen kann, ist die, daß sein Sohn in Wien zum katholischen Glauben übergetreten sei. Als ob sich die protestantischen Lehren und das Beispiel eines so charakterfesten Vaters ohne weiteres abschütteln ließen!

[45]) Ofterdingen, S. 26.
[46]) Werke I, S. 13.

Kein Wunder, daß der Sohn etwas verärgert nach Hause schreibt: „Und wie haben Sie sich vorstellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daselbst meine Religion würde verändert haben[47])?" Doch etwas später leugnet er nicht, daß er klüglich gezweifelt in gesundem, echt protestantischem, das ist individualistischem Geist. „Die Xstliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Älteren auf Treue und Glauben annehmen soll[48])." Aber es sind nicht religiöse Zweifel, die ihn vom Theologenberuf abhalten, sondern das bestimmte Gefühl, daß er zu Größerem berufen sei. Doch das vom Vaterhause Angestammte begleitet ihn durch das ganze Leben hindurch. Etwas von dem lutherischen Geist, den sein Vater so verehrte, ist in sein Wesen und in seine Schriften übergegangen. Dieser selbe Geist ist es, der ihn unbeirrt durch alle Schwierigkeiten drängt, „seinem innerlichen Berufe" zu folgen.

Wenn Schubart nach seinen eigenen Aussagen nicht zu sehr von Nebendingen befangen gewesen wäre, würde er dem Geistlichenberufe treu geblieben sein. Seine Vielseitigkeit wurde ihm zum Verhängnis. Er war alles: Wanderprediger, Schullehrer, Musikant, Zeitungsschreiber, Rezensent, Dichter weltlicher und geistlicher Lieder; deswegen konnte ihn einer dieser Berufe allein nicht fesseln. Und dabei hatte er wirkliche Anlage zum geistlichen Redner; er hatte „Feuer, Ton, Stellung und eine in seiner Gegend äußerst seltene Fertigkeit in der ausgebildeten deutschen Sprache." — Und die Poesie half ihm, seinen Beifall zu vermehren. „Hätt ich Fleiß und Salbung gehabt, so würd ich es in der Kanzelberedsamkeit sehr weit gebracht haben. Aber ich zerstreute mich zuviel in Nebendinge, studierte die Bibel zu wenig, predigte auf die Letzt meist aus dem Stegreif und wurde statt eines kraftvollen Kanzelredners ein süßer Schwätzer, der zwar die Einbildungskraft seiner Zuhörer zu erschüttern wußte, aber niemals bleibende Überzeugung zurückließ[49])." Nur vor seiner Versetzung nach Ludwigsburg predigt er mit Rührung und Wehmut, „als wenn ich gewußt hätte, daß ich von nun an die Kanzel nicht wieder be-

---

[47]) Lessings sämtliche Schriften, Bd. 17, S. 14.

[48]) Ebenda, S. 25.

[49]) Schriften, S. 48.

treten sollte“[50]). Und wenn ihm auch zeitweise „ein Weiler auf Erden lieber war, als die fernleuchtende Stadt Gottes“, so klingt es doch wie echtes Bedauern, wenn er von seiner Künstlerlaufbahn sagt: „Thörichter Rausch von mir! Was ist der Ruhm des ersten Tonkünstlers gegen den Segen, den ein guter Prediger, ein Volkslehrer zu stiften vermag[51])!“ Und in solchen Augenblicken wünscht er sich, neben seinem Vater zu liegen, „der auf dem Kirchhofe zu Aalen ruht, mitten im Schoße seiner Beichtkinder, die ihn wie ihren Vater liebten“[52]).

Auch der junge Hölty widmet sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, dem Studium der Theologie, befaßt sich aber auch mit den neueren Sprachen. Zu Klopstock und den Engländern fühlt er sich, wie alle Hainbündler, stark hingezogen. Aber der Beruf eines Landpredigers hat für ihn nichts Lockendes. Religiöse Gründe sind dabei nicht maßgebend, denn seinen Kinderglauben hat er sich allzeit bewahrt. Es ist vielmehr das Dichterideal, das ihm vorschwebt. Wie ernst es ihm damit ist, beweist sein Glaubensbekenntnis als Dichter, sein Plan zu allseitiger Ausbildung. Wie Lessing fühlt auch er, daß es ihm an der nötigen Menschenkenntnis fehlt. „Einige Jahre möchte ich in einer großen Stadt zubringen und in allerlei Gesellschaften kommen, um die Menschen sorgfältig zu studieren. Ich fühle, daß mir dieses notwendig ist, wenn ich in der Dichtkunst mein Glück machen will. In der Stadt wollte ich Menschenkenntnis sammeln, auf dem Lande Gedichte machen. Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Anteil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter sein, wenn ich kein großer Dichter sein kann[53]).“ Geldmangel, der Wunsch des Vaters, seinen Sohn als Geistlichen versorgt zu sehen, machen ihm aber die Verwirklichung dieses Ideals nicht leicht. In einem Brief an Johann Heinrich Voß schreibt er am 2. April 1774 aus Göttingen von einer möglichen Rückkehr nach Hause aus finanziellen Gründen: „Die

---

[50]) Schriften, S. 35.

[51]) Ebenda, S. 55.

[52]) Ebenda, S. 15.

[53]) Höltys sämtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Michael, II, S. 198 ff.

Vergnügen, welche ich zu Hause haben könnte, würden die Unbequemlichkeiten, die mit diesem Aufenthalte verknüpft sind, lange nicht aufwiegen. Mein Vater liebt zwar die Poesie, betrachtet sie aber doch, wie alle Väter, nur als Nebensache. Alle vier Wochen würd ich predigen müssen. Würd ich nur einmal in der Predigt stottern, so würde mir mein Vater den Vorwurf machen, daß ich die Theologie über der Dichtkunst versäumt hätte. Ich würde melancholisch werden, wenn ich von allen Freunden entfernt wäre[54])." Es mag dem sanften Jüngling schwer gefallen sein, dem von ihm so geliebten und geachteten Vater die schönste Hoffnung zu zerstören. Doch muß er mit der Wahrheit endlich herausrücken. In einem Brief vom 6. Februar 1775 bemüht er sich zunächst, das nach Hause gedrungene Gerücht, daß er Zeitungsschreiber beim Wandsbecker Boten zu werden gedenke, zu widerlegen. „Der Himmel weiß, woher dieses Gerücht entstanden ist. Die Leute müssen immer was zu schwatzen haben." Dann beantwortet er des Vaters Frage, warum er sich um keine Repetentenstelle beworben habe: „Die vielen Vorbereitungen haben mich abgeschreckt. Man muß eine lange theologische Abhandlung machen, sich examinieren lassen, eine Probevorlesung halten, und dann ist bei der Menge der Competenten mehr Wahrscheinlichkeit, daß man ausfällt, als daß man die Stelle bekommt. Die Wahl fällt gemeiniglich auf den Informator eines Professors Theologiae." Dann wagt er anzudeuten, daß er willens, sich in Hamburg aufzuhalten, bis sich eine gute Stelle für ihn finde, unterdessen will er von „Schriftstellerey" leben. Schließlich spricht er klipp und klar aus: „Ich glaube nicht, daß ich Talent für die Kanzel habe, wodurch ich mein Glück machen könnte. Ich bekomme so oft Brustbeschwerden, habe schon einigemal Blut ausgeworfen und kann eine starke Anstrengung der Stimme gar nicht vertragen. Fast immer habe ich kurzen Odem, ob ich gleich sonst, Husten und häufiges Kopfweh ausgenommen, ziemlich gesund bin. Urtheilen Sie selbst, ob ich unter diesen Umständen mein Glück auf der Kanzel machen werde[55])."

Auch Lenz studiert Theologie. Nach vollendetem Studium begibt er sich in Begleitung zweier kurländischer Barone auf

---

[54]) Ebenda, S. 127 ff.

[55]) Werke II, S. 139 ff.

Reisen. Das weltmännische Leben, die Bekanntschaft mit Goethe und anderen Geistesgrößen der Zeit sagen dem jungen Genie sehr zu. Er spürt, daß diese Art Leben seinen geistigen Horizont weitet und seiner poetischen Natur sehr förderlich ist. Den Eltern ist das scheinbar zweck- und ziellose Herumwandern ihres Sohnes ein Greuel. Sie wünschen, daß Reinhold zurückkehre und ein eifriger und gesegneter Pastor werde, wie sein Vater und sein älterer Bruder. Als sich der Vater von ihm abkehrt, greift die Mutter zur Feder, um den irrenden Sohn zur Rückkehr zu bestimmen: „Wie lange wiltu so herumirren und Dich in nichtswürdige Dinge vertiefen? Ach, nimm es doch zu Hertzen, was Dein Vater Dir schreibt, es ist ja die Wahrheit, nimm es zu Hertzen, und denke nach, was will aus Dir werden[56])?" Doch das hat der junge Dichter längst bedacht, und eins ist ihm klar, ein Geistlicher kann und will er nicht werden. Es gilt nun, den Vater vorsichtig vorzubereiten. Lenzens diesbezügliche Briefe sind wahre Meisterwerke der Psychologie. Am 2. September 1772 schreibt er an seinen Vater: „Ich habe an diesem Ort (Sesenheim) kurz vor meiner Abreise eine Predigt fast aus dem Stegreif gehalten. Sie fiel für den ersten Versuch und für Impromptu gut aus, allein ich entdeckte einen wesentlichen Fehler fürs Predigtamt an mir, die Stimme. Ich ward heißer und fast krank, und jedermann beschuldigt mich doch zu leise geredet zu haben, da überdem die Kirche eine der kleinsten war. Was für eine Stelle mir also der Hausvater im Weinberge anweisen wird, weiß ich nicht, sorge auch nicht dafür. Noch arbeite ich immer nur für mich und lerne von den Vögeln frey und unbekümmert auf den Armen der Bäume den Schöpfer zu loben, gewiß versichert, das Körnchen das sie heute gesättigt, werde sich Morgen schon wieder finden." Daß auch ihm jetzt schon als höchstes Ideal der Dichter vorschwebt, beweisen die unmittelbar folgenden vorsichtigen Andeutungen: „Nach Straßburg schicke ich von Zeit zu Zeit kleine Abhandlungen an eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften, die mich zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt hat, und die davon mehr Aufhebens macht, als mir lieb ist[57])." Viel offener klingt ein etwas später verfaßter Brief an Salzmann: „Doch hoffe ich nie-

[56]) Briefe von und an J. M. R. Lenz, Leipzig 1918, S. 130.
[57]) Briefe I, S. 33 ff.

mals Prediger zu werden. Die Ursachen — da müßt ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dieses ist aber kein dunkles, sinnliches, sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Überzeugung gilt[58])."

Bei Bürger, Matthias Claudius, Boie und Matthison scheint sich die Abwendung vom theologischen Studium ohne besondere Schwierigkeiten vollzogen zu haben. Dichterische und literarische Neigungen werden auch bei ihnen den Ausschlag gegeben haben, was um so mehr auf der Hand liegt, als sie sich ja auch in anderen Berufen nicht wohl fühlten.

---

[58]) Briefe I, S. 67 ff.

Drittes Kapitel:

# Pfarrer und Pfarrhaus im Roman des 18. Jahrhunderts.

In England nimmt der Roman früher als in Deutschland einen mächtigen Aufschwung. Das puritanisch gesinnte Bürgertum ist die Ursache der sittlichen Erneuerung, die den trockenen, poesiearmen Rationalismus von Stufe zu Stufe überwindet. Der Roman wird so zur beliebtesten Literaturgattung des bürgerlichen Mittelstandes[1]). Er wird ein Sammelbecken für moralische und erbauliche Betrachtungen und Gefühlsäußerungen, ein geeignetes Organ für die Kritik zeitgenössischer Zustände und nimmt, da die mit den Realitäten des Lebens vertrauten Vertreter des mittleren Bürgertums Allegorien, Visionen und dergleichen als unwahr empfinden, ein realistisches Gepräge an; er bezieht sich auf die unmittelbare Gegenwart. Wenn der Roman seiner allzu großen Elastizität, seines losen Aufbaus wegen in formaler Beziehung noch manches zu wünschen übrig läßt, so ist er doch vom kulturhistorischen Standpunkt äußerst wertvoll, da er einen Einblick in das Seelenleben jener Zeit gibt.

Den ersten Anstoß zum psychologischen und zum Familienroman bürgerlichen Gepräges gaben Defoe und Richardson. Bei beiden tritt die erbauliche Reflexion noch an erste Stelle. Es ist bezeichnend, daß Robinson Werkzeuge und die Bibel vom Wrack rettet und auf dieser Grundlage sich ein rein praktischen und religiösen Zwecken gewidmetes Leben aufbaut[2]). Dem Verfasser war es gemäß den puritanischen Hauptforderungen an die Dichtung, nämlich Wahrheit und Sittlichkeit, um Glaubwürdigkeit zu tun. Dazu soll vor allem die Ich-Erzählung, die Defoe anwendet, beitragen. Auch war es Defoes Ziel, seine Erzählung als völlig wahr, von ihm nur herausgegeben erscheinen zu lassen. Die religiöse Grundlage der Romane Richardsons ist noch offensichtlicher. Als junger Mensch wird Samuel zum Geistlichenberuf bestimmt; lediglich finanzielle Schwierigkeiten

[1]) Louis Cazamian, A History of English Literature, 1927, S. 116 ff.
[2]) Schoeffler, S. 157.

lassen ihn sein Ziel nicht erreichen. Er bleibt aber zeitlebens ein frommer Mann und betrachtet seine Romane als erweiterte Erbauungsbücher, die den ausdrücklichen Zweck haben, „die christlichen Morallehren, wie er sie versteht, zu lehren“[3]). Auch bei ihm dient die Briefform lediglich dem Zweck, den Eindruck der Wahrheit und Echtheit bei seinen Lesern zu verschärfen. Auch der dritte große Romanschriftsteller, Fielding, macht sich moralische Belehrung zur Hauptaufgabe seiner Romane; weniger sentimental als Richardson, gelingt es ihm, in seinen Werken solch unsterbliche Charaktere zu schaffen wie z. B. den Pfarrer Adams in „Joseph Andrews“.

Der eigentliche Begründer des englischen Familienromans ist Oliver Goldsmith. Die Beliebtheit, deren sich sein „Vikar von Wakefield“ (1766) noch heute erfreut, läßt sich nur daraus erklären, daß er diese Erzählung aus persönlicher Erfahrung, aus innerstem Erlebnis heraus schreibt. Goldsmith war der Sohn eines frommen irischen Landpredigers. Er brauchte sich nur an seinen eigenen Vater, an seine in ländlicher Stille verlebte Jugend zu erinnern, um das erste Meisterwerk häuslicher Literatur zu schaffen. In diesem Familienroman werden zum erstenmal die hohen sittlichen Ideale, die innige Naturverbundenheit einfacher Leute beschrieben, und so verfehlte dieses Werk in einer Zeit, die eben anfängt, Rousseaus Einfluß zu verspüren, seine Wirkung nicht. Herder schreibt an seine Braut: „Haben Sie den Landprediger von Wakefield gelesen? Ich lese ihn wohl schon zum vierten Mal: es ist eines der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existieren. Es ist von der Seite der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein rechtes Buch der Menschheit[4])“ Wie richtig Herder auch hier gesehen hat, beweißt die Tatsache, daß Goldsmiths Einfluß bis tief in das 19. Jahrhundert fühlbar ist. Der Landprediger ist eine der beliebtesten Gestalten der englischen Literatur. Nach Goldsmith erscheint er wieder in den Romanen von Jane Austen, Walter Scott, Dickens und Thackeray.

Auch Laurence Sternes „Leben und Meinungen von Tristram Shandy“ (1760—1767) und seine „Empfindsame Reise“ (1768)

---

[3]) Schoeffler, S. 163.

[4]) Herders Briefwechsel mit C. Flachsland. Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 39, S. 148.

erfreuten sich großer Beliebtheit. War Goldsmiths Charakterschilderung noch nicht scharf genug umrissen, so tragen Sternes Charaktere fast alle ausgeprägte Charakterzüge. Durch ihn hält der Sonderling seinen Einzug in die Literatur. So seltsam es klingen mag, im Lichte mancher seiner Äußerungen und dem undisziplinierten Aufbau des „Tristram Shandy", Sterne war Geistlicher. Seine Originalität, sein Humor lassen sich nicht wohl aus seinem Beruf erklären, doch verdankt er diesem unzweifelhaft seine große Belesenheit, seine Kenntnis des menschlichen Herzens bis in seine verborgensten Falten, den Hauch verzeihender Liebe, der über allem ausgegossen ist.

Wie bedeutsam Goldsmith und Sterne auch für den deutschen Roman wurden, beweist ein Ausspruch Goethes an Zelter: „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben. Diese hohe und wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärdigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie die verwandten Tugenden weiter heißen mögen, erzogen mich aufs löblichste, und am Ende sind es doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen[5])."

Schon bald nach dem Erscheinen von Goldsmiths und Sternes Werken kann man auch in Deutschland von einer Pfarrhausliteratur sprechen. In jener Zeit, die bereits übersättigt war mit den rein verstandesmäßigen Produkten des Rationalismus, macht sich eine besondere Vorliebe für das Landpfarrhaus bemerkbar, da es auf ideale Weise ländliche Freuden, ländliches Familienleben mit den höchsten geistigen Interessen verbindet. Als der junge Schubart seine Hauslehrerstelle aufgibt, um in Aalen und den angrenzenden Dörfern den Geistlichen im Predigen beizustehen, schreibt er: „Bei dieser Gelegenheit fand ich, daß wir Deutsche, so gut als die Briten, unsre Adams und Wakefield'sche Landprediger haben; es fehlt uns nur an den Fieldings, Smollets, Goldsmiths, die sie kopieren. Auch mir sind auf meiner Wallfahrt treffliche Landprediger aufgestoßen, die in Lehre und Leben manchen aufgedunsenen Stadtprediger beschämten[6])."

---

[5]) Goethes Werke, Bd. 32, S. 346.

[6]) C. F. D. Schubarts ges. Schriften, Stuttgart 1839, I, S. 57.

Die Entdeckung des Landpredigerstandes für die Literatur hängt in Deutschland wie in England aufs engste mit den sittlichen und moralischen Grundsätzen des hier vom Pietismus, dort vom Puritanismus beeinflußten Mittelstandes zusammen. Das protestantische Bürgertum ist sich bewußt, daß von ihm aus die moralische und literarische Wiedergeburt kommen muß. Aus diesem Grunde werden Pfarrhaus und ländliches Familienleben entweder zum Mittelpunkt oder aber als malerischer Hintergrund der epischen Dichtkunst verwandt. Der Adel aber wird zum Ziel des Angriffs, seiner Irreligiosität, seiner Unmoral und seines Hochmuts wegen. Die auf religiösem Untergrunde liegende sittliche Erneuerung bringt auch eine Wiedergeburt des nationalen Lebens mit sich. Denn Protestantismus und nationales Bewußtsein gehen notwendigerweise Hand in Hand, wie die Geschichte zeigt[7]).

Schon ehe der entscheidende Antrieb von England kam, zeigen sich in Deutschland Ansätze zu einem national gerichteten deutschen Pfarrhausidyll in der 1764 erschienenen „Wilhelmine" von A. von Thümmel. Schon zwei Jahre vor dem Erscheinen des Goldsmithschen Romans wird also ein Pfarrer Held eines Romans, freilich noch nicht in dem edlen Sinne wie der Vikar von Wakefield. Wenn Goldsmith die reine Menschlichkeit des geistlichen Berufs zu großartigen Wirkungen gestaltete, so ist der Pfarrer in Thümmels „Epopee in Prosa" lediglich das unschuldige Opfer der Vergnügungssucht und Sittenlosigkeit des höheren Adels.

Den äußeren Anlaß zu dem Gedicht bot ein Gespräch zwischen Thümmel und seinem Universitätsfreunde von Bose[8]). Dieser behauptete, in der deutschen Sprache könne man sich nicht so gewandt ausdrücken wie in der französischen. Thümmel bestritt dies und erbot sich, den Beweis dafür zu liefern. Um seinem Beweis ein nationales und deutsches Gepräge zu geben, wählte er als Hauptvertreter einen Landpfarrer, der einsam auf seiner Dorfpfarre haust, bis ihm im Traum Doktor Martinus erscheint, „so wie ihn Lucas Kranach gemalt hat", ihn unter Berufung auf seine eigene Heirat mit Katharina von Bora zu ermutigen, sich mit einem gewissen Kammerfräulein zu verehe-

[7]) Wiener, Das evangelische Pfarrhaus, 1881, S. 15.

[8]) A. M. v. Thümmels sämtliche Werke, Bd. 8, Leipzig 1854, S. 186.

lichen. In der zweiten Fassung des Gedichtes mußte allerdings Luther seine Rolle als Ratgeber zum Ehestand an Amor abtreten, da zu befürchten war, daß lutherisch gesinnte Kreise ein solches Auftreten des Reformators verletzen würde. Das Werk war vor allem als Satire auf das Hofleben gedacht, das Thümmel aus eigener Erfahrung kannte, wurde aber zugleich ein wahrheitsgetreues Bild gewisser kirchlicher Zustände, die, aus der Nachkriegszeit stammend, sich in das 18. Jahrhundert hinübergerettet hatten.

Der Held ist Sebaldus Nothanker, ein weltunerfahrener, pedantischer und beschränkter Pfarrer. Als Vorbild diente dem Dichter m. E. ein Kandidat der Theologie, der in Thümmels Vaterhaus als Hauslehrer diente. Dieser hatte sich um eine Pfarre beworben und zu diesem Zweck eine Probepredigt ausgearbeitet. Bevor er jedoch Gelegenheit hatte, sie auswendig zu lernen, wurde sie unglücklicherweise von einem zahmen Raben, der den Thümmelschen Kindern als Spielzeug diente, zerrissen. Der Kandidat war zu erschüttert, vielleicht auch zu beschränkt, als daß er in der kurzen Frist das Werk mühsamer Arbeit wieder hätte herstellen können. Der aufgeweckte zwölfjährige Moritz verfertigte daher schnell eine Predigt, die der geängstete Lehrer hielt und womit er die Pfarre errang[9]).

Man kann sich denken, daß ein solcher Pfarrer ohne weiteres in die ihm von der höfischen Gesellschaft gelegten Schlingen gerät. Der gutmütige Sebaldus schätzt sich sogar glücklich, die Hand des „Kammerfräuleins" zu erhalten. Die Hochzeit wird auf Anordnung des Kammerherrn mit großem Gepränge gefeiert. „Auf einem benachbarten Dorfe, wo niemand die Reizungen einer Wilhelmine kannte, hatte ein befreundeter Pfarrer von den drei Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreimal bannte er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten: der schweige nachmals stille[10])!" Köstliche Geschenke häuften sich in dem Schoße der glücklichen Wilhelmine. „Spitzen, Ringe, Dosen und künstliche Blumen. Ach! dachte der Pastor, ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beschwerlichen Amte gesam-

[9]) Thümmel, S. 182.
[10]) Ebenda, S. 177.

melt, und wie wunderbar! Als Herr seines Weibes dankt er, auch er! seinen großmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen angebracht waren[11])."

Zeitgeschichtlich interessant ist die eingestreute Anekdote von einem andern Landgeistlichen. Ohne Neigung zum Geistlichen bestimmt, glückte es ihm nicht, seine Bauern durch Bibel und Predigt zu zähmen. Es gelang ihm aber auf andere Weise. „Eh er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er ein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuernte; bald beglückt er sie zum Troste, mit einem warmen Sonnenschein in der Weinlese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben und besetzten seither alle Stühle der Kirche[12])."

Der Erfolg der „Wilhelmine" veranlaßte Friedrich Nicolai, die beiden Hauptcharaktere Sebaldus und Wilhelmine in seinen dreibändigen 1773 bis 1776 erschienenen Roman „Leben und Meinungen des Sebaldus Nothanker" zu übernehmen. Das Motiv einer verfolgten Predigersfamilie übernahm er von Goldsmith, als künstlerisches Muster für das Ganze schwebte ihm Sterne vor. Im übrigen wurde der Roman ein Bild des theologischen, literarischen und gesellschaftlichen Lebens jener Tage. Nicolai war ein Anhänger des rationalistischen Protestantismus, der in Berlin, wo Teller und Spalding wirkten, seinen Hauptsitz hatte und durch Nicolai in der Allgemeinen deutschen Bibliothek seinen literarischen Mittelpunkt erhielt. Neben dem edeln Sebaldus und einigen armen Landpredigern und Schulmeistern erscheinen die andern auftretenden Personen — Reiche und Adlige, orthodoxe Pfarrer und scheinheilige Pietisten — als Schurken und Bösewichte.

Die Handlung ist abenteuerlich und vielverschlungen, dem Geschmack der Zeit gemäß. Sebaldus Nothanker, ein Anhänger der Vernunftreligion, wird infolge seiner religiösen und nationalen Gesinnung von Amt und Hof vertrieben, was den Tod seiner Frau und seines jüngsten Kindes zur Folge hat. Ein

[11]) Thümmel, S. 184.
[12]) Ebenda, S. 177.

Sohn ist seit Jahren verschollen, nachdem er durch den aus der „Wilhelmine" bekannten Kammerherrn auf einer der Fürstenschulen erzogen wurde. Marianne, die einzige noch übrig gebliebene Tochter, muß ihr Brot als Gesellschafterin und Erzieherin verdienen. Sebaldus selbst wandert als abgesetzter Pfarrer durch die weite Welt, kommt dabei mit den verschiedensten Vertretern der protestantischen Theologie zusammen, findet aber nur wenige wahre Christen darunter. Schließlich gerät er auf seinem Wanderleben in Holland in die Hände von Seelenverkäufern, wird aber auch durch einen frommen Prediger losgekauft. Nach Deutschland zurückgekehrt, wird er auf merkwürdige Weise wieder mit seiner Tochter Marianne vereint, die um ihrer „christlichen Grundsätze" willen im Hause einer adligen Familie viel leiden mußte. Auch der verschollene Sohn taucht wieder auf, nachdem er, ohne es zu wissen, seine eigene Schwester verfolgt hatte wie eine Richardsonsche Tugendheldin. Sebaldus gewinnt schließlich das große Los, wobei bezeichnenderweise die ihm aus seinem Steckenpferd, der Apokalypse, geläufige Zahl 666 den Ausschlag gibt.

Als eifriger Kirchgänger und Anhänger der Vernunftreligion hatte Nicolai, wie kaum ein andrer, einen Einblick in die Ansichten und Ideen des rationalistischen Protestantismus, wie sie damals in Berlin vertreten waren. Als Buchhändler und Schriftsteller war er mit der damaligen literarischen Welt vertraut. Die Berichte abenteuerlicher Geschehnisse werden daher abgelöst durch theologische Disputationen und Gespräche über den Buchhandel. Nicolais freundschaftlicher Verkehr mit Lessing wirft seinen Abglanz auch auf seine schriftstellerische Tätigkeit. Lessing selbst tritt im Sebaldus in der Verkleidung eines Geistlichen auf, der sich gegen die Inkonsequenz der theologischen Prediger ausspricht. Aus den Gesprächen, die Nicolai mit Lessing über den Buchhandel führte, ist das Gespräch zwischen Sebaldus und dem Konrektor entstanden[13]). Lessings Einfluß ist es auch wohl zuzuschreiben, daß der Landpredigerstand im allgemeinen als Vertreter aufrichtig religiöser und nationaler Gesinnung, als geistiger Vorposten in kulturell rückständiger Umgebung geschildert ist. Dagegen läßt sich

[13]) Lessings Jugendfreunde, herausgegeben von Jacob Minor, Bd. 72 D. N.-L., S. 291 ff.

Nicolais Aufklärertum nicht von gelegentlichen Ausfällen gegen die ihm verhaßten Orthodoxen und Pietisten zurückhalten. So wird der aus dem theologischen Streit mit Lessing bekannte Hamburger Pastor Goeze im Sebaldus als Dr. Stanzius karikiert[14]). Verletzend für viele fromme Anhänger des Pietismus mußte die Schilderung des Pietisten, dem Sebaldus selbst aus großer Not geholfen hatte, wirken. Als Sebaldus auf seinen Wanderungen am Abend obdachlos, hungrig und verlassen in Berlin ankommt, klagt er eben diesem Pietisten, der in Berlin in günstigen Verhältnissen lebt, seine Not. „Ja freilich", antwortete dieser, „wo die seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe, aber ein Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie was? Wenn es dunkler wird, so gesellen Sie sich zu den Nachtwächtern, und gehen mit ihnen auf eine Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, ich muß eilen"[15]).

Als Theologe und Sohn eines Theologen mit den kirchlichen Zuständen und theologischen Streitfragen seiner Zeit vielleicht noch besser bekannt als Nicolai, schlägt Johann Th. Hermes in seinem sechsbändigen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (1769—1773) halb pietistische halb rationalistische Töne an. Als Zeitbild ist sein Roman noch wertvoller als Nicolais Sebaldus Nothanker, da Hermes als Pastor wohl moralisiert und kritisiert, aber niemals in dem Maße ausfällig wird wie Nicolai. Seine künstlerischen Vorbilder sind Richardson und Fielding. Wenn Scherer Sophiens Reise „einen vielbändigen, planlosen, moralisierend-abenteuerlich-sentimentalen Schmöker"[16]) nennt, so hat er nur vom modernen Standpunkt recht. Andrerseits bedeutet das Werk einen Markstein in der deutschen Romandichtung. Die deutsche, nationale Gesinnung bricht hier schon durch. Der Verfasser schildert deutsche Verhältnisse, deutsche Familien in historisch bedeutsamer Zeit. Man kann also hier schon von Ansätzen zum historischen Roman und zur Heimatkunst sprechen, denn der engere Schau-

---

[14]) Vgl. auch das Gedicht „Dr. Stauzius" von H. C. Boie, ed. Weinhold.

[15]) F. Nicolai, Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, 1799, Bd. 2, S. 44 ff.

[16]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 1921, S. 450.

platz der Handlung ist Ostpreußen während der Russenherrschaft im siebenjährigen Krieg.

Den Mittelpunkt der weitverschlungenen Erzählung bilden Sophie, die übermütige Schöne, und ihr Pflegebruder, der edle Pastor Gros. Sophiens Reisen von Ostpreußen nach Sachsen geben dem Verfasser Veranlassung, seine Leser mit Krieg und Frieden, mit Pfarrern und Theologiekandidaten, mit russischen Generalen und deutschen Standespersonen aller Art bekannt zu machen. Sophiens Schicksal — sie schlägt aus Hochmut den Antrag eines edlen und großzügigen Wohltäters ab, wird von reichen Abenteurern nach Richardsonschem Muster verfolgt, um später als Frau eines durch zu eifriges Studieren schwer nervenkranken Lehrers ein kümmerliches Dasein zu fristen — soll „allen übermütigen Schönen" als abschreckendes Beispiel dienen.

Interessant ist die Charakterbildung und das Schicksal des Predigers Eduard Gros in Haberstroh. Er ist kein hervorragender Charakter wie der Landprediger von Wakefield, sondern ein einfacher, pietistisch angehauchter Geistlicher, dem das Leben durch eine rationalistisch gesinnte, moralisch niedrig stehende Umgebung nicht leicht gemacht wird. Boshafte Menschen hängen ihm einen üblen Leumund an. Statt Christentum habe er Galanterie, stecke dazu voll Schulden und habe seine adlige Frau aus Hochmut und Geldliebe geheiratet. Von der Pfarrfrau sagt man, sie sei „ein niederträchtiges Weib", ihr Stolz und Hochmut sei nicht auszustehen. Der Verfasser beeilt sich aber seinen Leser zu versichern, daß sich die Dinge in Wirklichkeit ganz anders verhalten und führt gewissenhaft sogar in die Vorgeschichte des Helden ein. Eduard Gros entläuft als 13jähriger Junge dem Elternhaus, kommt in allerlei Geld- und Krankheitsnot, findet aber immer wieder Hilfe. Er studiert auf verschiedenen Universitäten Theologie, bildet sich auf Reisen, wird Hofmeister und endlich Prediger in Haberstroh. Zu seiner Frau, einer geborenen Freiin von B., kommt er auf merkwürdige Weise und ganz gegen seinen Willen. Dieselbe wollte als junges Mädchen einen polnischen Obristen heiraten, was aber ihr Vater aus persönlichem Haß nicht zugab. Aus Kummer wurde sie todkrank. „Um ihr Leben zu retten", mußte sie, trotz seiner Weigerung, Eduard Gros, ihres Bruders Hof-

meister heiraten. Anfangs schien alles gut zu gehen, bis Frau Gros und ihre Familie den einfachen Pastor in den Adelsstand erheben lassen wollen, damit wird das Zerwürfnis besiegelt. Nun lebt sie auf hohem Fuß, und er führt einen bescheidenen Haushalt, wie sich dies bei seinem Einkommen in einer kleinen armen Gemeinde ergibt. Dabei ist Gros „ein Mann von seltenen Kenntnissen, der überall beliebt ist und überall unentbehrlich wird, sobald man ihn recht kennt, kurz ein äußerst angenehmer und rechter Hirte seiner Gemeinde und völlig so, wo nicht besser aussehend als das schöne Bildnis des Kardinals Querini“[17]). Als Pfarrer Gros 30 Jahre alt wird, stirbt seine Frau. Ihre Angehörigen benehmen sich an ihrem Sterbebett in Erbangelegenheiten wenig vornehm. Da sie ihrem Mann zwei Drittel ihres ganzen Nachlasses testamentarisch vermacht hat, wollen ihm die Verwandten grollen, aber er nimmt das Vermächtnis nicht an. Durch Zufall erkennen sich Witwe E. (dieselbe, welche Sophie erzog) und Pastor Gros als Mutter und Sohn. Sie überbringt dem Sohn das väterliche Erbe, welches Gros ebenfalls ausschlägt, da sein Vater das Geld unter dem Schein der Frömmigkeit durch Betrug erworben hatte. Als zweite Frau erwählt sich Gros „Julchen“, eine Nichte von Herrn Puff van Vlieten. Auch sonst vereinen sich glückliche Paare, und mißliche Zustände lösen sich um Herrn Gros, „diesen gesegneten Sterblichen, welchen die Vorsehung braucht um zu zeigen, was sie durch einen frommen und dabei weltklugen Prediger vermag“.

Trotz aller abenteuerlichen Motive, die durch das Werk ziehen, ist es dem Verfasser darum zu tun, zeitgenössische Zustände wahrheitsgetreu zu schildern. Ein Zeugnis hiervon ist folgende Episode aus der Russenherrschaft während des siebenjährigen Krieges:

„Es gab nichts mehr zu essen außer Kartoffeln. Der Prediger trug ein Kamisol, das vormals schwarz gewesen war, und gelblederne Hosen, die der Edelmann ihm gegen einen schwarzen Rock ausgetauscht hatte; ‚denn‘ sagte er, ‚dies war das einzige Mittel, uns gegenseitig aus der Not zu helfen‘. Und dazu trug der Mann rote Strümpfe und gelbe Pantoffeln:

[17]) J. Th. Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, 1776, 2. Auflage, Bd. 6, S. 570.

und so ging der Mann im Hause umher, und so stand er auch auf dem Altar; denn die Kanzel hatten die Kosaken mitgenommen, weil ein pahr liebe Apostel darauf gemalt waren. Und doch war der Mann gutes Muts. ‚Ich und meine Kinder und meine liebe Gemeine sind gottlob noch lebendig; wir haben Kartoffeln, Fische, Dach und Fach, und also gewiß einen gnädigen Gott.' Seine Frau und älteste Tochter hatten sich aus Zwillig Kleider gemacht, und waren eben daran dem Sohn und der jüngsten Tochter, die sich nicht mehr bedecken konnten, von einer alten, wollenen Tischdecke Kleider zu machen. Die Bibliothek war zerstört und bestand nur noch aus einigen Bibeln, einem Sprachregister und einem Gesangbuch[18])".

Auch sonst zeigt sich der Verfasser durchaus vertraut mit den pfarrhäuslichen Verhältnissen in und um Königsberg. Immer wieder unterlaufen ihm Anekdoten, Episoden und Ausrufe der Freude oder des Unmuts über eigene seelsorgerliche Erfahrungen, oder aber solche von Amtsbrüdern. Unfreiwilligen Humor kennzeichnet z. B. folgender Bericht über das unwürdige Benehmen eines Geistlichen:

„Der Herr Pfarrer hatte eine alte Jungfer aus Geiz geheiratet. Sie prügelten sich in der Stille, um Skandal zu vermeiden, er schlug ihr dabei den letzten Zahn aus. Sie klagte und beide mußten in Königsberg erscheinen. Er läugnete, sie zeigte ihren zahnlosen Mund — — — da gings wacker über ihn her[19])."

Zu einer Schilderung der idyllischen Seite des geistlichen Standes läßt sich der rationalistische Gelehrte nur einmal hinreißen, bei der Ankunft des Dorfpredigers Radegast in Bindenkirchen:

„Nun sah ich mein Dorf. Sah meine schöne Kirche und fühlte bei jedem Blick mit immer süßerer Gewißheit, daß nichts als der Tod mich von hier wird wegreißen können[20])."

An den Freundschaftskult der Zeit erinnern die Worte, mit denen derselbe später berichtet:

---

[18]) Sophiens Reise, Bd. 5, S. 223 ff.
[19]) Ebenda, Bd. 3, S. 73.
[20]) Ebenda, Bd. 4, S. 294.

„O Freundschaft, Missionarin der Ewigkeit, wäre ich ein Heide: ich setzte dir ein Bild und betete es an mit Inbrunst der Freude. Ich habe hier schon drei Freunde gefunden, meinen Küster, die Witwe und Tochter meines Vorgängers[21])."

Das Lob des Landlebens wird bereits gesungen in überschwenglichen Ausdrücken:

„Meine Gegend ist ein Paradies, meine Einnahme ist wie wenn eine Quelle des Segens sich öffnet. Mein Amt ein Freudenfest. Mein Umgang ein Vorschmack der Ewigkeit[22])."

In scharfem Kontrast zu solchen Aussprüchen, stehen folgende von realistischer Auffassung des geistlichen Berufs getragene Äußerungen:

„Ist kein Hirtenbub so gering, der von einem fremden Herrn ein krumm Wort lidde, allein der Pfarrherr der soll und muß jedermanns Höddel sein (Luther)."

Und Pastor Gros sagt:

„Wäre ich reich, so böte ich dem einen Preis an, welcher einen peinlicheren Stand nennen kann, als von allen möglichen Seiten betrachtet der Predigerstand ist. Wüsten die jungen Leute, welche Demütigungen und Verläugnungen auf sie warten bei dem zunehmenden Haß gegen die Religion, bei der Dürftigkeit ihres Einkommens, beim Brotneid und beim Talentneid, bei den Anforderungen einer dem Luxus zugetanen Frau oder ihrer Familie, bei der Gefahr durch geübte Heuchler hintergangen zu werden, bei der Unverschämtheit der in alle Pfarrhäuser einfallenden Bettler und Landstreicher, bei der schweren Pflicht auch vor einer ganz aufgewigelten Gemeinde, bei nagendem Kummer, mit Freudigkeit auftreten zu müssen, der Schutzlosigkeit und Unterjochung nicht zu gedenken. Wüsten sie es, so ist es wohl möglich, daß sie lieber die niedrigste Hantierung ergreifen[23])."

Das sittenlose Treiben der Theologiekandidaten, das wie überhaupt das studentische Leben in der zeitgenössischen Literatur stark verurteilt wird, beschäftigt auch Hermes. Dabei läßt er klugerweise eine russische Dame das abfällige Urteil sprechen. Abgestoßen von dem zügellosen Betragen der an-

---

[21]) Sophiens Reise, Bd. 4, S. 300.

[22]) Ebenda, Bd. 5, S. 100.

[23]) Ebenda, Bd. 3, S. 364.

gehenden Theologen, ruft sie entsetzt: „Und diese Menschen wollen Prediger werden?" Schulz, ein edler Theologie Candidat antwortet darauf:

„Die meisten unter ihnen sind in ihren eigenen Augen wohl schon so tief gesunken, daß sie diese Unternehmung aufgeben. Viele aber werden Prediger."

„Aber wie kann Gott einer Gemeinde einen solchen Prediger geben?"

„Vielleicht so", sagte Herr Schulz, „wie er Israel einen König gab. Indem sich Saul von Samuel wandte, der ihn zum König salbte, gab ihm Gott ein ander Herz: so glaube ich, daß wohl kein Ordinierter ohne mächtige Rührung vom Altar weggeht, und wer weiß, wie manchen Gott von da an zum auserwählten Rüstzeug macht[24])."

Die enge Verbindung der protestantischen Geistlichen mit den nationalen Bestrebungen zeigt sich auch hier, wenn der Verfasser die Deutschen wieder zu einem „Bravkerl" erziehen will, der er einst war (Sophie, 1, 661). Zu demselben Zweck kommt er immer wieder mit allerlei sozialen, sozialpolitischen und volkwirtschaftlichen Vorschlägen. Es ist ebenfalls der Theologe, der aus Hermes spricht, wenn er im Sinne Luthers, im Sinne Herders die deutsche Sprache reinigen will. Er zeigt, wie der Einfluß der lateinischen Syntax den Satzbau der deutschen Sprache verdunkelt hat (Sophie, 4, 335 ff.). Er predigt die Rückkehr zu Luthers alter sprachlicher „Simplizität" (Sophie, 4, 347).

Auch Sophie von La Roches „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", 1771 herausgegeben von ihrem Jugendfreund und Verwandten, Christoph Martin Wieland, gehört zu der Klasse der Pfarrhausromane (Real-Lexikon der deutschen Literaturgeschichte I, S. 286). Auch lassen sich bei der Entstehung und Ausführung des Romans mannigfaltige Beziehungen zu dem evangelischen Pfarrhaus feststellen. In erster Linie schreibt Sophie das Buch auf den Rat ihres geistlichen Beraters, des Pfarrers Brechter, um sich die einsamen Stunden auf ihrem Landsitz zu kürzen. Richardson, Goldsmith und Sterne werden ihr dabei zu literarischen Vorbildern. Das pfarrhäusliche Milieu,

[24]) Sophiens Reise, Bd. 2, S. 27.

das in der Geschichte des Fräuleins von Sternheim eine so wichtige Rolle spielt, lag ihr überdies gar nicht fern; sie brauchte sich dabei nur an ihre eigene Jugendzeit zu erinnern und an die glücklichen Sommermonate, die sie im Wielandschen Pfarrhaus zu Biberach verlebte.

Das Ganze ist die Leidensgeschichte einer Tugendheldin nach Richardsonschem Muster, die nach dem frühen Tod ihrer adligen Eltern in einem einfachen Landpfarrhaus erzogen wird, dann aber in höfischen Kreisen viele Leiden und Enttäuschungen durchzumachen hat, nach England verschlagen wird, endlich aber an der Seite eines würdigen Mannes glücklich wird.

Als kluge und gebildete Frau weiß die La Roche die Zeitströmungen geschickt zu verwerten. Als Pietistin rationalistischer Schulung reflektiert sie über die Vorteile moralischer Gesinnung und werktätiger Nächstenliebe. Als Rousseauistin vergleicht sie Land und Stadt, Tugend und Laster, klagt die Wollust der Fürsten an und nimmt sich in liebevoller Pädagogik der Bauernkinder an. Dabei fehlen deutsche patriotische Anklänge nicht. Der Roman hatte auch einen augenblicklichen Erfolg. Herder erwähnt ihn sogar in einer Predigt. „Von den neuen Sachen hat das Frl. v. Sternheim den meisten Eindruck auf mich gemacht. Für mich hat das durchgehend Dämmernde, Dunkle und Moralischrührende eine Würde, eine Hoheit, die ich lange nicht gefunden. — Aber welch ein Ende bisher! Ich blieb so betroffen, und gleichsam auf meinem Lebensweg gehemmt, daß ich auch in meiner nächsten Predigt davon sprach, daß es unglückliche Schritte gebe, die man nachher lebenslang nicht zurückholen könnte, und was man nun thun sollte[25])."

Pfarrer und Pfarrhaus bilden den Rahmen für die Tugend des Frl. v. Sternheim. Eine Tochter des Pfarrers wird ihr als Gefährtin und später als Gesellschafterin beigegeben. In Briefen an den Pfarrer, nach dessen Tod an Emilia, seine Tochter, und deren Gemahl, dem Nachfolger des Vaters, spricht sie sich aus und empfängt von ihnen immer wieder Trost und Ermutigung zu tugendhaftem Lebenswandel.

Am Hofe des Landesfürsten glänzt sie wohl durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Talente, aber sie sehnt

[25]) C. Herder, Erinnerung aus dem Leben von Joh. Gottfried v. Herder, ed. Joh. Georg Müller, 1830, S. 203.

sich zurück in die Gesellschaft des einfachen, edeldenkenden Pfarrers und seiner Töchter. Man sagt deswegen von ihr:

„Sie hat keine Eitelkeit auf ihre Reize, betrachtet bei einem Schauspiel nichts als die vereinigte Mühe von vielerlei Talenten, ißt an einer ausgesuchten Tafel nichts als eine Apfel-Compotte, trinkt Wasser dazu, und seufzet am Hofe nach dem Hause eines Landpfarrers[26])."

Als der Mann, der Vaterstelle an ihr vertreten hat, stirbt, schreibt sie an Emilia:

„Kein Herz kennt Ihren Verlust so wohl als das meinige; ich empfinde Ihren Schmerz doppelt. — Warum konnte ich seinen Segen nicht selbst hören? Warum benetzen meine Tränen seine heilige Grabstätte nicht? da ich mit gleichen kindlichen Gesinnungen um ihn weine[27])."

Später, als die erste große Täuschung ihr Leben zu zerstören droht, findet sie Zuflucht in der armen Hütte der Pfarrleute. Die Ruhe, die Genügsamkeit, die edle Menschenliebe und Tugendhaftigkeit, die sie dort findet, helfen ihr, das seelische Gleichgewicht wieder zu gewinnen.

„Die Betrachtungen und Vorstellungen Ihres Mannes trösteten mich, noch mehr aber meine Spaziergänge in Ihrem Hause, der armen, übelgebauten Hütte, worinn mit Ihnen alle Tugenden unsers Geschlechts, und mit Ihrem Manne alle Weisheit und Verdienste des seinigen wohnen. Ich aß mit Ihnen, ich sah Sie bei Ihren Kindern; sah die edle Genügsamkeit mit Ihrem kleinen Einkommen, Ihre zärtliche, mütterliche Sorgen, die vortreffliche Art, mit der Ihr Mann seine armen Pfarrkinder behandelt. Dieses, meine Emilia, goß den ersten Tropfen des Balsams der Beruhigung in meine Seele. Ich sah Sie, die in Ihrem ganzen Leben alle Pflichten der Klugheit und Tugend erfüllt hatten, mit Ihrem Hochachtungswürdigen Mann und fünf Kindern unter der Last eines eisernen Schicksals, ohne daß Ihnen das Glück jemals zugelächelt hätte: Sie ertrugen es mit der rühmlichsten Unterwerfung und ich! ich sollte fortfahren über mein selbstgewebtes Elend zu murren[28])."

---

[26]) La-Roche, Geschichte des Fräuleins von Sternheim, 1776, I, S. 143.
[27]) Ebenda, S. 157.
[28]) Laroche II, S. 64 ff.

Niemand als der Pfarrer, der mit solcher Gewalt „über ihre Seele herrscht", kann das Fräulein gleichsam aus sich selbst herausführen und ihr beweisen, daß es noch in ihrer Gewalt stehe, Gutes zu tun. Er selbst führt sie wieder ins tätige Leben zurück.

„Ihr Mann hat gestern meinen Widerwillen überwältigt, aber allein damit, daß Er die erste Woche bei uns bleiben wird; bis dahin hofft er werde mein Haß gegen große und fremde Gesellschaft gemindert sein[29])."

Und endlich, als das Fräulein auf dem Sterbebett zu liegen vermeint, bittet sie um einen Geistlichen. Allein gelassen mit ihm, gibt sie ohne sein Fragen „ein Bekenntnis ihrer Grundsätze" und bittet ihn, sich mit Emilias Mann in Verbindung zu setzen. Als sie sich erholt, als ihr das Glück nach so vielen schlimmen Erfahrungen endlich winkt, da wird der erste Bericht darüber an ihre Freunde, die Pfarrleute, geschickt. Dabei spielt das einst zur Rettung der Sternheim von dem Pfarrer entworfene Programm der tätigen Nächstenliebe eine wesentliche Rolle. Als nämlich das Fräulein ohne Verbindung mit der Außenwelt von ihrem Verfolger in der furchtbaren Einöde des schottischen Bleigebirges gefangen gehalten wird, da gerät sie auf den Gedanken, die Tochter ihrer armen Wirtsleute als Kammerzofe auszubilden. Das Mädchen erhält auch wirklich eine Stelle auf einem Schloß. Voll Verwunderung über die Arbeit und die Antworten ihrer Zofe, fragt die Dame, wer sie unterrichtet habe. Das dankbare Mädchen enthüllt nun das Geheimnis, das über der edeln Gefangenen liegt, und wird dadurch ein Werkzeug zu ihrer Errettung.

Jugenderinnerungen in idealer Beschönigung liefern den Stoff zu Theodor Gottlieb von Hippels Roman „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781). Hippel geht noch einen Schritt weiter als seine Vorgänger. In Anwendung von Dichtung und Wahrheit, unter geschickter Nutzung Richardsonscher Technik, durch feines Verständnis für Sternes Humor, Hermes'sche Handlungsfülle und Haman-Herdersche Ideen schafft er den ersten deutschen Pfarrhausroman, der sich in Bezug auf inneren Gehalt und literarische Bedeutung mit dem

[29]) Ebenda, S. 134.

„Vikar von Wakefield" messen kann. Ohne sich mit dem abenteuerlichen Ballast seiner Vorgänger abzumühen, gelingt es Hippel, in der Jugendgeschichte seines Helden die Enge des kurischen Pastorats ganz vergessen zu lassen und darüber hinaus Ausblicke zu tun in eine jenseits des Pfarrhofs gelegene fremde Welt.

Hippels liebevolle Schilderungen von Pfarrhausidyllen, seine Vertrautheit mit den kurischen Adelsitzen hängen aufs engste mit seiner in Kurland verlebten Jugend zusammen. Sein späteres Leben ist voller Widersprüche. Das Gegenteil von dem, was er in seinen Schriften sagt, äußert sich in seinem Leben. Sein Vater war Schulrektor in dem ostpreußischen Städtchen Gerdauen, seine Mutter entstammte einer Handwerkerfamilie, obwohl Hippel in dem Bemühen, seinen Anfängen möglichsten Glanz zu verleihen, in seinen biographischen Aufzeichnungen seinen Vater zum Geistlichen machte und seine Mutter aus geistlicher Familie herstammen ließ[30]). Der in pietistischem Geist Erzogene, von pietistischem Geist Erfüllte sattelt nach vollendetem Theologiestudium zur Jurisprudenz um aus „Ehrgeiz und Habsucht". Er tadelt das Streben nach Ehrenstellen und nach irdischem Gut und erwirbt selbst ein beträchtliches Vermögen und den Titel Geheimer Rat. Sein pietistisch geschärftes Gewissen läßt ihm aber wahrscheinlich keine Ruhe darüber, daß er dem Geistlichenberuf untreu wurde, denn in seinem Vermächtnis rät er dringend zum Studium der Theologie und preist den Landpredigerstand in hohen Tönen: „Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studiren verbinden könnt, so ist's der geistliche Stand, und diesem, ich bitte euch, widmet euch, so weit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleichkommt? Wahrlich Geistliche sind Diener Gottes und bekleiden ein Amt, das die Versöhnung mit Gott und mit dem Gewissen predigt. Sie, die einzigen, die zum Volk reden, wollen nicht durch Rednerkünste den Geist des Volkes verblenden, nicht seine Kraft unterdrücken, ihn in ein politisches Netz ziehen, um ihn als Schlachtopfer der regierenden Herrschaft auszuliefern; sondern sie wollen ihn frei machen von dem Übergewicht der Sünde, ihn

---

[30]) Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 12, S. 463 ff.

aufklären, ihn erleuchten und ihm bei den vielen den Zeitläuften eigenen Gräueln das politische Übel erträglich machen. Und so wie die Lehre, so ist das Leben dieses Standes. Sein schlecht und rechter Anzug, sein Hauswesen, Alles und Jedes giebt den echten und wahren Ton des Mittelstandes an. Ich wüßte, wenn ich Töchter hätte, sie nicht besser zu verheiraten, als an Prediger, und meine Söhne zu nichts Gott und der Natur Gemäßerem zu erziehen als zu Geistlichen[31])."

Die „Lebensläufe" verdanken ihren Erfolg hauptsächlich dem warmen Humor und der psychologisch feinen Charakterschilderung. Mit dem Elternpaar hat Hippel zwei der prächtigsten, wenn auch hie und da schrullenhaften Gestalten der deutschen Romanliteratur geschaffen. Beide sind erfüllt vom Pathos der Bibel und sprechen und handeln unter ständiger Bezugnahme auf die andere Welt. Der Vater, von geheimnisvoller Abkunft, ist seiner Umgebung an Wissen und Geist überlegen, die Mutter ist Kurländerin, wurzelecht, poetisch und mit den Tiefen der Volksseele verwachsen.

Von einer eigentlichen Handlung kann bei dem Mangel an Aufbau oder straffer Zusammenfassung nicht die Rede sein. Der Held Alexander erzählt seine Jugendgeschichte, die sich in dem idyllischen kurischen Pfarrhaus abspielt. Die Erzählung wird immer wieder unterbrochen durch Gespräche, Abhandlungen über die neuen Ideen der Geniezeit, die der Vater als abgeklärter Philosoph bewußt, die Mutter volkhaft unbewußt vertreten, — und durch Episoden mancher Art, wie die des Sterbegrafen und die Leidens- und Sterbensgeschichte Minchens, der Jugendgeliebten Alexanders.

Mit liebevoller Sorgfalt verweilt Hippel bei der Schilderung der Eltern. Der Vater ist abgeklärt, fast nüchtern, reich an Wissen, ein Philosoph, der das Leben von einer höheren Warte aus beurteilt. Er bleibt ein „Fremdling" im Lande und spricht von seiner milderen Heimat und seinen Ahnen, die adligen Geschlechtes waren. Nach pietistischer Art redet er gern von einem besseren Jenseits:

„Mein Vater war, wenn ich so sagen soll, geboren von der anderen Welt zu reden. Seine Seele, man fühlte es, war im Buch des Lebens eingeschrieben und einer Veredlung durch

[31]) Hippels Werke, Bd. 7, S. 56 f.

den Tod so gewiß, daß wenn er davon sprach, man glauben mußte: er würde verklärt. Drei Viertheil war er dort und nur ein Viertheil hier. Gott schenke mir, wenn mein Stündlein vorhanden ist, die Empfindungen, die damals in meiner Seele hervorschossen, als er mir den Himmel zeigte. Mir fielen die Worte auf's Herz: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen[32])."

Trotz dieser Jenseitseinstellung hat der Vater große Vorliebe für mannhafte, tapfere Leute. Seine Soldatenfreundlichkeit geht so weit, daß er in der Bibel alle Schriftstellen, in denen von Soldaten die Rede ist, anmerkt und seine Bücher alljährlich mustert und auf Wache ziehen läßt. Die Mutter findet hierbei viel Anstößiges, weil auch geistliche Bücher sich diesen Kriegsdienst gefallen lassen müssen (Lebensläufe, I, 71 und 73). In seiner Bibel sind die Stellen vom Hauptmann zu Kapernaum und den drei Obersten, nicht minder überall, wo das Schwert schlägt, das Fähnlein weht, Trompeten schallen und Sold ausgeteilt wird, stark abgegriffen. Mit der Epistel vom einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis kommt der altlutherische Glaubenseifer über ihn, und er steigt „gestiefelt und gespornt wie ein geistlicher Ritter" auf die Kanzel (Lebensläufe, II, 25). Er geht soweit, daß er die Bienen liebt, weil sie militärisch sind und ihr Schwert bei sich tragen, nicht zum mindesten aber, weil sie einen monarchischen Staat bilden (Lebensläufe II, 122). Der monarchische Staat ist ihm der ideale Staat schlechthin, und für den großen Preußenkönig hat er soviel Verehrung wie für seine biblischen Kriegshelden (Lebensläufe II, 17). Die Sprachen rechnet er zum „Departement des Leibes und der Seele". „Man muß", pflegte er zu sagen, „nur Eine vollkommen besitzen, das ist reden, schreiben und in ihr denken können. Ein Gott, Eine Taufe, Eine Sonne, Ein Weib, Ein Geist, Ein Leib, Ein Freund, Eine Sprache" (Lebensläufe I, 45). Dabei ist er aber so wenig wider viele Sprachen, da er sie vielmehr nach dem Turm zu Babel so notwendig, als vielerlei Essen nach dem Sündenfalle hält. Viele Sprachen sind viele Kreditbriefe. Die Griechen nennt er Kirchenväter der Natur und ihre Sprache den Grundtext des guten Geschmacks (Lebensläufe I, 46 ff.).

Die Mutter stammt aus einem altangesessenen kurländischen

[32]) Lebensläufe, Berlin 1827, I, S. 14.

Pfarrgeschlecht und ist wie ihre Vorfahren „mit Haut und Haar, mit Herzen, Mund und Händen" Kurländerin. So geheim der Vater mit seinem Vaterlande und seiner Familie tut, so freigebig ist die Mutter, so oft sie von ihrer Familie zu erzählen Gelegenheit hat. Sie rühmt sich, aus dem Stamme Levi zu sein, fünf Pastorahnen von Vater- und vier von mütterlicher Seite zählen zu können, darunter einer der Ahnherrn Superintendent und zwei Präpositi gewesen, und mit Ehren Paul Einhorn von der Seitenlinie verwandt zu sein (Lebensläufe I, 16, 148; III, 273). Ohne frei zu sein von weiblichen Schwächen wie Neugierde, Eigensinn und Standesvorurteil, ist doch ihr ganzes Handeln beherrscht von tiefer Frömmigkeit, die sich oft bis zur Selbstquälerei steigert. Die Grundpfeiler ihrer Bildung sind Bibel und Gesangbuch. Jede Handlung wird ihr zu einem heiligen Akt im biblischen Sinn, wobei sich, ihr unbewußt, manch volkstümliche, fast abergläubische Tradition mit eindrängt. Das Taufwasser leert sie eigenhändig aus, weil daraus ein besonders saftiges Grün entsteht. Einen Hahn kann sie nie krähen hören, ohne an den Hochverrat des Petrus erinnert zu werden; er ist ihr deswegen ein ehrwürdiges Tier, und in ihren Denkzetteln tut sie ihm sogar die Ehre, ihn Superintendent zu nennen. An Ostern bereitet sie ein Lamm mit Brunnenkresse, wie sie überhaupt alle Erstgeburt auf Festtage verwahrt. Das Pfingstfest nennt sie ein Geniefest und hält es für notwendig, daß in diesen heiligen Tagen Wein getrunken würde. An Weihnachten versammelt sie die Hirten des ganzen Kirchspiels vor dem Pastorat, so daß jedes Achtung vor den Hirten haben sollte, die doch nach dem Laufe der Natur am wenigsten gelten. Sobald ihr etwas zu Herzen geht, stimmt sie eine Strophe eines bekannten geistlichen Liedes an, die alles, was zu ihrem Departement gehörte, mitzusingen verpflichtet war.

„Sie sang mit Kind und Rind. Es war natürlich, daß Jedes, so bei ihr in Diensten war, Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde. — Die singende christliche Hausgemeinde war noch an den Worten: ‚Und was mich kränkt, das wende durch deinen Arm und Kraft' — und rasch fing meine Mutter an, als wenn sie festen Fuß fassen und occupieren wollte: von Paul Gerhard" (Lebensläufe I, 24).

Wie die Letten, mit denen schon ihre Vorfahren die Früchte eines Feldes und das Wasser eines Flusses getrunken, so hat auch sie einen unüberwindlichen Hang zur Poesie. Doch klingt die lettische Sprache nur wie ein Tischglöckchen, die deutsche aber wie eine Kirchenglocke. Ihr poetischer und volkstümlicher Sinn zeigt sich in ihrer Freude an Reimwörtern wie: hahn, stahn, lahn, an veralteten Ausdrücken wie: Wolgemuth, fürbas, pflag und traun. Von Natur fröhlich, rasch, witzig und ein wenig hitzig, wird die gute Pfarrfrau oft in Gewissensnot gebracht.

Nach dem Tode des Vaters wird die Mutter Priesterin und Prophetin im germanischen Sinne. Öffentliche Amtsverrichtungen kann sie freilich nicht vollziehen, „weil die Weiber schweigen müssen in der Gemeinde", aber wo ein Christ nur ein geistlicher Priester sein kann, da erfüllt sie diese Pflicht mit Leib und Seele. Sie setzt den Unterricht mit Katechumenen fort, sie zeichnet die Beichtkinder an, ermahnt und tröstet sie, je nachdem es ihr Seelenzustand erfordert. Vorzüglich besucht sie die Kranken und spendet Hausmittel, wie es die Gelegenheit ergibt. Als sie selbst in ihrer letzten Krankheit außerhalb des Hauses keine Amtsverrichtungen mehr vornehmen kann, läßt sie doch „ihre geistlichen Priesterhände" nicht sinken. Jetzt erst wird sie der ihr verliehenen Gabe der Prophezeiung inne und sagt „Diesem und Jenem Dinge, worüber Dieser und Jener erstaunte". Nicht eins aus dem Kirchspiel kann sich behelfen, ohne von ihr Abschied zu nehmen, „und Keins ging von ihr ohne Andachtsröte auf den Wangen" (Lebensläufe III, 48).

So scharf die Gegensätze in dem Elternpaar herausgearbeitet sind, so ergänzen sich ihre Charaktere doch auf das schönste. Beide ziehen in ein und dasselbe Land, nur auf verschiedenen Wegen. Beide erziehen ihren einzigen Sohn „für den Herrn". Der Vater ermahnt seinen Sohn, viel Fleiß auf die Theologie zu legen, „weil ein Geistlicher der glücklichste Mensch auf der Erde ist, in dessen Seele beständiger Frühling ist" (Lebensläufe I, 117). Für die Mutter ist es ehrenvolle Pflicht und Tradition, ihren Sohn zum protestantischen Geistlichen zu bestimmen. Sie steht auf dem Standpunkt: Die Erstgeburt der Kirche, um so mehr als sie nur einen Sohn besitzt. Sie ist es auch, die ihm aus dem reichen Schatz eigener und überlieferter Erfahrun-

gen praktische Winke gibt. Seine Probepredigt muß er zuerst vor ihr, als einziger Zuhörerin, in der Speisekammer halten. Sie bittet ihn, sich besonders mit der hebräischen Sprache zu befassen, denn ein Geistlicher ohne Kenntnis derselben scheint ihr wie ein Mann ohne gesunde Gliedmaßen. Gegen die französische Sprache hat sie mehr aus patriotischen als aus biblischen Gründen eine unüberwindliche Abneigung. „Die französische Sprache ist die zweite Erbsünde. Es scheint überhaupt die französische Sprache nicht für den Himmel und den schmalen Weg eingerichtet zu seyn. Wohl dem unter diesem Volke, der noch eine andere Sprache weiß!" (Lebensläufe I, 238.) Zur Gedächtnisstärkung weiß sie für einen angehenden Geistlichen kein besseres Mittel, als fremde Sprachen zu lernen. „Dein Vater lernt alle fünf Jahre eine Sprache, um dem Gedächtnis eine Bewegung zu machen. Versuch, ob's deinem Gedächtnis gesund ist" (Lebensläufe I, 231). Bei allem aber ermahnt sie ihn, volkstümlich zu bleiben. „Ein Pastor, der seine Gemeine nicht kennt und sich nicht wie der gemeine Mann ausdrücken kann, ist ein Miethling" (Lebensläufe I, 229). Ein echter Seelenhirt soll er werden: „Tröste den Bußfertigen, und laß über ihn aufgehen den Regenbogen mit seinen schönen Farben. Wenn dich eine Kälte im Ausdruck befällt, wärme dich an ein Paar Psalmen in der heiligen Schrift, und wenn böse Buben auf die Bibel lästern, denk daran, daß es Gottes Schulbuch sey, woraus groß und klein, arm und reich, vornehm und gering, alt und jung unterrichtet werden sollen, und dann laß den Lästerer ein Buch nennen, das so wie dies zu diesem Zweck eingerichtet und für alle zusammen und für jeden Einzelnen ist" (Lebensläufe I, 228).

Johann Martin Miller, Sohn eines Geistlichen und seit 1770 zu Göttingen Student der Theologie, gehört zu den edlen, deutsch gesinnten Jünglingen, die sich von dem groben Unwesen des damaligen Studentenlebens abgestoßen fühlten und sich zusammenfanden zu einem Bund der Tugend, Freiheit und Freundschaft, der dann als der Göttinger Hain bekannt wurde. Schubart, der dem Bund nicht als Mitglied angehörte, aber doch seine Ideale teilte, soweit ihm das bei seiner Veranlagung möglich war, gibt folgenden Bericht über den jungen Miller: „Hab auch'n Freund — o'n Freund, wie man im Himmel findet. Miller heißt er, macht dir göttliche Verse, schreibt wie ein

Engel, sieht aus, wie Johannes an der Brust Jesu, wehmütig-bleich, schön, ruhig, herzig, seelenvoll, ist'n Theolog, aber wie's keinen gibt, und ein herrlicher, deutscher Mann[33])." Über die Naturschwärmerei, der sich die jungen Dichter unter Anlehnung an Klopstock ergaben, schreibt Schubart etwas später: „Ich genieße jetzt die schöne Natur am Arme meines Miller, der viel tiefer und feiner fühlt als ich. Alle Tage gehen wir an der Natur Liebling, den hohen Danubius hinunter, und lassen kein keimendes Gräschen, kein Blümchen, keinen Blütenzweig, kein vorüberziehendes Frühlingswölkchen unbemerkt[34])."

Freiheitsbegeisterung, Freundschaftskult und Naturschwärmerei zeichnen Millers 1776—1777 erschienenen Briefroman „Briefwechsel dreier akademischer Freunde" aus. Weniger überschwenglich als der Klosterroman „Siegwart" (1776) ist dieses Werk vom kulturhistorischen Standpunkt aus besonders interessant, da es ein treues Bild des damaligen akademischen Lebens gibt. Wie schon der Titel angibt, handelt es sich um den Freundschaftsbund dreier Studenten der Theologie. Dörner, dessen rasches, unbesonnenes Wesen an Schubart gemahnt, wird von der Freundschaft des älteren und ruhigen Friedeberg und des jüngeren, sanften Trautmann wie mit einem Schutzwall umgeben. Als er sich trotz ihrer Warnungen schlägt, verwundet und relegiert wird und sich dann in der Verzweiflung anwerben läßt, kaufen sie ihn los, geben ihm Heimat und verhelfen ihm durch ihre Empfehlungen und Beziehungen zu Amt und Würden, so daß er sein Mädchen heimführen kann, um mit ihr gleich Friedeberg ein mustergültiges Familienleben zu führen. Doch nun gilt es, den gordischen Knoten zu lösen, den sich der junge Trautmann vor Vollendung seiner theologischen Studien geschlungen hat. Auch er kommt zu einem Pfarramt, und nachdem sich unter Mitwirkung der Freunde auch die geeignete Pfarrfrau für ihn findet, leben die drei Familien in freundschaftlichem Verkehr, dem sie der Sitte der Zeit gemäß schriftlich und mündlich in gefühlvollen und langatmigen Herzensergüssen Ausdruck verleihen.

Der Landpredigerstand wird als ein Segen der Menschheit

---

[33]) Schubarts Leben in seinen Briefen, von D. F. Strauß, Berlin 1849, I, S. 328.

[34]) Ebenda, S. 331.

immer wieder gepriesen und geschildert. Noch ehe er sein Pfarramt angetreten hat, schreibt Friedeberg an seine Freunde:

„In jeder Predigt seh ich's mehr, wie man durch einen simplen, faßlichen Vortrag, wenn er mit Empfindung durchwebt ist, seine Zuhörer gewinnen und an sich ziehen kann. Ich segne mein Geschick und meinen Beruf, in dem ich einst gewiß viel würken kann[35])."

Der frische Geist, der in den siebziger Jahren wehte und manchen alten Zopf beseitigte, spricht aus folgender Episode. Auf Wunsch seiner Verwandten soll der Pfarramtskandidat vor der Predigt eine Perücke aufsetzen, denn seit Kirche und Kanzel stehe, sei kein Prediger in seinen eigenen, noch dazu frisierten Haaren auf die Kanzel gestiegen:

„Ich aber tat mutig Widerstand, sagte, daß man jetzt in der ganzen Christenheit in eignen und frisierten Haaren predige. So viel mußte ich aber doch zugeben, daß mir der Friseur aus meinen eigenen Haaren eine Art von Perücke machte; denn er pflanzte mir um den ganzen Kopf herum wohl vierzig Locken. Die meisten Leute und ich selbst glaubten, daß ich eine Perücke auf dem Kopfe habe. Nur eine scharfsichtige alte Frau soll gesagt haben: Meine Predigt würde noch erbaulicher gewesen sein, wenn ich sie in einer Perücke gehalten hätte[36])."

Daß die jungen Göttinger Theologen von der so sehr gepriesenen „Berliner Denkfreiheit" oder Toleranz nichts wissen wollen, versteht sich von selbst, daß sie aber auch mit leichter Ironie die allzu eifrigen Offenbarungsausleger behandeln, ergibt sich aus einem Bericht Friedbergs an die Freunde über ein „Pfarrkränzchen":

„Pastor Scharfeck sprach von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und zuletzt von der Seligkeit der Heiden. Über den letzten Punkt bekam er eine Art von apokalyptischer Offenbarung. Er stand auf, hing über den Tisch herein, legte den Zeigefinger auf die runzlichte Stirn und sprach sehr langsam und bedächtlich: Ich glaub immer, daß hinter dem Artikel von den Schicksalen der Heiden ein großes Geheimnis steckt. In der Offenbarung am 10ten wird die Stimme der sieben

[35]) Briefwechsel dreier akademischer Freunde, 3. Auflage, 1779, I, S. 32.
[36]) Briefwechsel I, S. 32.

Donner versiegelt. — Da kann's stecken. Er sah am Tisch umher und alle Männer und Frauen nickten mit dem Kopfe[37])."

Als Pfarrer und Sohn eines Pfarrers bringt Miller viel eigen Erlebtes in seine Erzählung. So zum Beispiel, wenn der alte Pfarrer seinen Sohn und Amtsnachfolger Friedeberg an sein Sterbebett ruft und zu ihm sagt:

„In einer Viertelstunde sterb ich. Sag aber drunten nichts. Erspar's ihnen und mir! Bleib du da, du must sehen wie man stirbt; musts noch oft sehen[38])."

Und so scheint auch der Nachruf, den Friedeberg dem Verstorbenen widmet, der Dank Millers an seinen eigenen Vater zu sein:

„Alle Menschen weinten bei der Leiche. Alle hatten viel an ihm verloren. Allen Bauern war er Vater, allen Predigern und Nachbarn Freund, Ratgeber, Bruder. — Ach und mir, mir war er alles zusammen! — Er ruht neben meiner Mutter, wie er's haben wollte[39])."

Als ernstgesinnter Theologe rügt auch Miller sowie Hermes und Hippel vor ihm das studentische Unwesen. Auch in Göttingen waren Duelle, grobe Untaten, Tumult und Geschrei auf den Straßen bei Tag und bei Nacht an der Tagesordnung (Briefwechsel I, 57). Für ihn ist das Bedenkliche daran, daß auch ernster gesinnte Studenten in solches Treiben hineingerissen werden, wie der Fall Dörner zeigt.

Dem Theologiestudium hat es auch Miller zu verdanken, daß er mit der griechischen Sprache und der griechischen Ideenwelt vertraut ist. Wenn er einerseits im Geist der jungen Genies die Zopfwelt beseitigen will (Briefwechsel I, 32), so dünkt ihm doch das Spinnen als häusliche Beschäftigung der Frauen eine herrliche Sache zu sein, weil es etwas Patriarchalisches hat und in die Zeiten Homers und der ersten Welt zurückführt, da sich noch Prinzessinnen und vornehmer Leute Töchter des Hirtenstabes, Wasserkruges, Spinnrockens und der Stricknadel nicht schämten (Briefwechsel II, 178).

---

[37]) Ebenda, S. 50 ff.
[38]) Briefwechsel I, S. 414.
[39]) Ebenda, S. 417.

J. M. R. Lenz' Erzählung „Der Landprediger" bringt offensichtlich viel Autobiographisches. Es ist die Geschichte eines Predigerssohnes, der sich dem geistlichen Stande widmet, „nicht sowohl um seinem Vater Freude zu machen, als weil er sich dazu geboren fühlt". Schon als Kind sucht Johannes Mannheim die Ergötzungen eines alten Mannes, und es ist ihm nirgends wohler als in einer Gesellschaft, wo Tabak geraucht und über gelehrte Sachen disputiert wird. Seines Vaters Predigten schreibt er aus eigenem Trieb nach und hält sie insgeheim bei verschlossenen Türen, nachdem er seines Vaters Perücke aufgesetzt und seinen Mantel umgetan, dem Perückenstock und Kleiderschrank wieder vor. Er fällt halb ohnmächtig nieder, als sein Vater mit einer großen Gesellschaft von Landpfarrern ihn einmal belauscht und die Tür plötzlich mit dem Hauptschlüssel aufmacht[40]). Ungeachtet des Bannstrahls der väterlichen Briefe befaßt sich Johannes auf der Universität auch mit Studien, die außerhalb der Theologie liegen. Dabei versäumt er nicht, sich in die große Welt einführen zu lassen. Zu Hause erschallen die für einen Geistlichen besonders kränkenden und unangenehmen Gerüchte, daß Johannes unter die Soldaten gegangen sei. Bekräftigt werden diese Gerüchte durch einen Brief, den der Vater aus Genf erhält, wohin der Sohn einen jungen Herrn von Adel begleitet hatte. Auf des Vaters Vorstellungen hin kehrt Johannes reumütig ins Vaterhaus zurück. Schon vor der Ausreise hat er soviel Theologie in sich aufgenommen, daß er sich zur Not hätte examinieren lassen können. Die vielseitige Bekanntschaft mit der Welt, die er sich erworben, verbunden mit seinen anderen Kenntnissen, erleichtern ihm die Mühe, ins Predigtamt zu kommen. Er verheiratet sich darauf mit einem liebenswürdigen Mädchen und führt sie auf seine „mittelmäßig gute Pfarre".

Wenn Lenz in seinen dramatischen Werken einer der typischsten Vertreter der Genieperiode ist, so gibt er sich im „Landprediger" ganz als Pädagog und Reformator, dem besonders die Aufklärung der unwissenden Landbevölkerung am Herzen liegt. Obwohl Johannes Mannheim bei seinem Amtsantritt auf die symbolischen Bücher schwören mußte, so macht

[40]) Lenz berichtet hier ein Jugenderlebnis; siehe Kindermann, Lenz und die deutsche Romantik, 1925, S. 330.

er sich doch aus seinem Eide keine Gewissensskrupel, denn seiner Ansicht nach geht die Theologie der Kirche die Bauern so wenig an wie ihre Zweifel. „Das Mystische der einen, sowie das Aufgeklärte der andern geht weit über ihr Fassungsvermögen[41])." Dagegen befaßt er sich eifrig mit sozialen und wirtschaftlichen Reformen. Er lehrt seine Pfarrkinder ihre Pflichten gegen ihre Herrschaft, gegen ihre Kinder, gegen sie selbst. Er warnt sie vor Ausschweifungen und Liederlichkeiten, vor dem frühen Heiraten, vor der Zerstückelung ihrer Grundstücke, weil all dies Verwirrung und Armseligkeit in ihre Haushaltungen bringe. Den Vespergottesdienst des Sonntagnachmittags verwandelt er in eine ökonomische Gesellschaft, in der ihm die angesehensten Bürger des Dorfes ihre wirtschaftlichen Klagen und Bedenken vorführen, die er dann entweder gleich, oder aber am folgenden Sonntag beantwortet, nachdem er sich die Woche über durch gründliche Überlegung, das Studium von einschlägigen Büchern oder durch Korrespondenzen mit andern Landwirten Rat geholt. Mit Hilfe der behäbigsten Bauern leitet er selbst ein kleines Mustergut, das ihn und seine Mitinteressenten in einigen Jahren reich macht. Durch das gute Beispiel des Pfarrers wird das Dorf in kurzer Zeit das wohlhabendste in der ganzen Gegend.

Auch in der eigenen Häuslichkeit werden allerlei Reformideen durchgeführt. Albertine gewöhnt ihrem Mann das viele Rauchen ab, wohingegen er sie vom schädlichen Kaffeetrinken kuriert. Auch die Modekrankheiten, das Romanschreiben im Geschmack eines Richardson oder Fielding, und das Versemachen in der empfindsamen Art überwinden beide erfolgreich. Das eigene Söhnchen, Johannes Sekundus, wird erzogen, „indem nicht viel an ihm erzogen wird". Es werden ihm Bücher hingelegt, aus denen er lernen kann, auch wird ihm erlaubt zu fragen, sobald er allein nicht fortkommt. Bei Tisch hört das Kind von „hunderttausend Sachen", die seine Neugier reizen; man erklärt sie ihm absichtlich nicht ganz, sondern verweist ihn auf die Universität und auf berühmte Männer, mit dem Erfolg, daß das Kind frühzeitig alle Bücher verschlingt, sehr klug und gelehrt wird und seinen Eltern große Freude macht.

---

[41]) Lenz, Gesammelte Schriften, Bd. 5, S. 159.

Lenzens „Landprediger" gehört eigentlich schon in die Klasse der pädagogischen Romane, die angeregt durch Rousseau in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" (1781) ihren Höhepunkt fanden. Lenzens Pfarrer, so trocken und hölzern seine Reformbestrebungen im allgemeinen auch dargestellt sind, ist nicht nur von der idyllischen Seite aus gesehen, sondern weiß schon etwas vom Kampf des Geistlichen mit Unwissenheit, Trunksucht und Roheit zu berichten, der auf die Tätigkeit des Pfarrers in „Lienhard und Gertrud" und auf Oberlins Reformbestrebungen im Steintal weist.

In die Reihe der pädagogischen Pfarrhausromane gehört auch Schummels 1779 erschienene Erzählung „Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte". Schummels Werk richtet sich gegen die Ideen der Philantropen im einzelnen und gegen die Verstiegenheiten und Übertreibungen der pädagogischen Theorien jener Zeit im allgemeinen. Die Grundzüge der Geschichte sollen dem Verfasser durch tatsächliche Vorgänge in der Erziehungsanstalt Kloster Berge geliefert worden sein.

Der Held der Erzählung ist der Inspektor und Pastor des Städtleins Rübenhausen, Theophilus Spitzbart, der auf Grund seines Buches: Ideal einer vollkommenen Schule, das Direktorat eines Gymnasiums erhält, um es nach Basedowschen Grundsätzen umzugestalten. Er erweist sich dabei als gänzlich untüchtig, er kann nicht einmal sein eigenes Söhnchen in Zucht und Ordnung halten, wie sollte er Lehrer und Schüler einer großen Anstalt regieren können. Doch bleibt dem Leser nicht verborgen, daß ein großer Teil der Schuld am Zusammenbruch des geistlichen Direktors seiner Frau zufällt, die, ungebildet und herrschsüchtig, ganz blind ist gegenüber den Unarten ihres einzigen Sohnes und nicht duldet, daß der Vater das Kind zurechtweist. Der Ruf des Direktors als Erzieher wird natürlich in dem Augenblick untergraben, in dem die Stadt erfährt, wie unfähig er sich als Erzieher des eigenen Kindes erweist.

In den satirischen Romanen der Zeit, von denen hauptsächlich „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn v. N." (1760—62) von J. K. A. Musäus und Johann Gottwert Müllers 1779 erschienener „Siegfried von Lindenberg" zu nennen wären, spielen Pfarrer und Pfarrhaus keine nennenswerte Rolle. In beiden Romanen ist Zweck der Handlung die Verspottung

der Großmannsucht des norddeutschen Landadels. Erst Jean Paul, von Hippel, Goethe und den Engländern in gleichem Maße angeregt, rückt seine Romane wieder in die bürgerliche Sphäre, beschreibt aus eigner Erfahrung Pfarrhausidyllen und webt darüber noch einen romantischen Zauber, denn seine Dichterseele erkennt die „Poesie" im Berufe des Geistlichen. „Wie rein und schön ist die Stelle eines Geistlichen! Alles Gute liegt um diese herum: Poesie, Religion, Seelenhirtenleben, indeß andere Ämter diese Nachbarschaft so dunkel verbannen[42])."

---

[42]) Zitiert bei Baur, S. 230.

Viertes Kapitel:

# Goethe und das Pfarrhaus.

Auch Goethe ist den verschiedenen Geistesströmungen, die aus der allgemeinen Anschauungswelt des Protestantismus entstanden sind, unterworfen. Seine in der alten deutschen Reichsstadt verlebte Jugend ist durchdrungen von deutschem, bürgerlich-protestantischem Geist. Neben Märchen und Volksbüchern ist es vor allem die lebendige, anschauliche Welt der Bibel, die auf den Knaben einen unauslöschlichen Eindruck macht, daß er noch in reifen Jahren von ihr sagen kann: „Ich für meine Person hatte sie lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirksam gewesen[1])." Wie tief der Eindruck der biblischen Vorstellungswelt war, geht ja auch aus seinen Jugendschriften hervor, die voll biblischer Anklänge sind, und selbst in der klassischen Zeit benützt er gerne Bilder und Wortverbindungen aus dem biblischen Anschauungs- und Sprachkreis[2]). Die von Herder später neuentdeckte Schönheit der Bibel, Homers und der Volkspoesie konnten in seinem Schüler Goethe deshalb einen so starken Widerhall erwecken, weil er schon in früher Kindheit damit vertraut war. So verfaßt Goethe ja auch schon als Knabe in Anlehnung an die biblischen Geschichten einen langen Roman über Joseph und seine Brüder. Sein erstes größeres Gedicht: Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi ist vom Pathos der Bibel erfüllt. Auch mit der Welt der Griechen kommt er früh in Berührung. Als Knabe geht er gern zu seinem Oheim, dem an der Katharinen-Kirche angestellten Pfarrer Stark, weil ihm dessen „schöne Bibliothek" zur Verfügung steht. In dem Studierzimmer des seiner Ge-

[1]) Dichtung und Wahrheit, 7. Buch, ed. R. Petsch, S. 251.

[2]) Victor Hehn, Goethe und die Sprache der Bibel, Goethe-Jahrbuch VIII, 181 ff.

sinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam lebenden Pfarrers kann er sich ungestört in die Bücherwelt versenken. Dort entdeckt er auch einen Homer in deutscher Prosa. Als er an dem Werke auszusetzen hat, daß es so stumpf mit dem Tode Hektors ende, verweist ihn der Oheim auf Virgil und gibt so seiner Phantasie neue Nahrung.

Pietismus und Aufklärung, diese im 18. Jahrhundert so wirksamen protestantischen Geistesströmungen, haben in gleicher Weise auf Goethe eingewirkt. Wenn er sich später, als ihm das andächtige Versenken in die Natur zur Religion geworden war, zwar „nicht als Widerchrist, noch als Unchrist, doch als einen dezidierten Nichtchristen" bezeichnet[3]), so hat er doch in verschiedenen Lebensabschnitten in engen freundschaftlichen Beziehungen zu gläubigen Christen gestanden. Nach der Rückkehr aus Leipzig kommt er durch das Fräulein von Klettenberg unter den unmittelbaren Einfluß des Pietismus. Mit andern frommen Christen wie Jung-Stilling, F. Jacobi, Lavater unterhält er jahrelang freundschaftlichen Verkehr. Dem mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch mit diesen Männern verdankt er das Verständnis für „die schöne Seele", das Sichhineinempfinden in religiös gestimmte Charaktere.

Neben diesen allgemeinen durch Zeit und Generation bedingten Einflüssen lassen sich aber in Goethes Leben noch ganz bestimmte Beziehungen zum evangelischen Pfarrhaus feststellen. Vom Gesichtspunkt des deutschen Geisteslebens aus gesehen, ist es nicht ohne tiefere Bedeutung, wenn wir feststellen, daß die Eindrücke und Erlebnisse, die auf den jungen Goethe als Menschen und als Künstler am nachhaltigsten einwirkten, auf seine Beziehungen mit dem evangelischen Pfarrhaus und mit evangelischen Geistlichen zurückzuführen sind. Es handelt sich hier um das Pfarrhaus zu Sesenheim, um Herder und um Lavater. Lavater ist der Vertreter schwärmerischer, religiöser Innigkeit; Herder der Aufklärer mit der Bibel in der Hand; in Friedericke lernte Goethe deutsches Volkstum in der Jugendblüte, oder wie Gundolf sich ausdrückt, den deutschen Frühling kennen.

Es ist bezeichnend, daß Herder bei seiner Ankunft in Straßburg schon rein äußerlich sein geistliches Amt betonte. Be-

[3]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 16, S. 209.

kannt ist ja Goethes Schilderung in Dichtung und Wahrheit[4]). Auch aus anderen Quellen wissen wir, daß sich Herder gern „en abbé" gab[5]). Auch in seinem Wesen war Herder, der „im Lehr- und Seelsorgeramte schon als Jüngling die Falte des Ernstes und der Weisheit"[6]) hatte annehmen müssen, moralisch-pädagogisch und methodisch, mit andern Worten predigerhaft und schulmeisterlich. Angeborener Ernst, eine streng gläubige Jugend und das Gefühl der Berufung zum geistlichen Amt machten ihn geneigt, das pastorale Pathos noch zu unterstreichen. Zudem war Herder eine von Grund aus moralische Natur. So konnte es nicht ausbleiben, daß Goethe vor allem eine moralische Einwirkung durch den Verkehr mit Herder erfuhr. Herder behandelte den 21jährigen „spatzenmäßigen" Goethe zunächst wie einen Schulknaben. Doch ließ sich dieser Herders Schulmeisterei gefallen, weil er die Erfahrungs- und Bildungsüberlegenheit des Älteren anerkennen mußte. Denn der Künstler in Herder war nicht durch den Moralisten in ihm erstickt. Poesie und Sprache sind ihm eins, und aus dieser Entdeckung zieht er die Folgerung, daß erstere nicht ein Privaterbteil einiger Weniger, sondern Allgemeingut, eine Welt und Völkergabe sei[7]). Die Sprache Gottes, das Ursprüngliche, Volkshafte sieht er in der Bibel, im Homer, im Volkslied, in Shakespeare. Es mußte ein Geistlicher, ein durch Abstammung und Beruf mit dem Volk verbundener, mit der biblischen und griechischen Anschauungswelt vertrauter deutscher Protestant sein, der die große Entdeckung des Jahrhunderts machte. Und so konnte Herder in Goethe den Dichter wecken, indem er ihn lehrte, sein eigenes Volkstum, sein innerstes Erleben widerzuspiegeln. Dem Einflusse Herders verdanken wir Goethes deutscheste Werke: Goetz und Faust; beide sind durchtränkt mit einer volkshaften, „Herderschen" Freude am individuellen, deutschen Volkstum, am biedern, kernigen Wesen der Lutherzeit, der Blütezeit dessen, was man als eigentümlich deutsch empfand[8]).

---

[4]) Dichtung und Wahrheit, 10. Buch, S. 377 f.
[5]) R. Haym, Herder, Berlin 1880, I, S. 393.
[6]) Ebenda, S. 394.
[7]) R. Haym I, S. 415.
[8]) Gundolf, Goethe, 1923, S. 123.

Unter den „Hülfsmitteln", die Herder mit nach Straßburg gebracht hatte, war auch eine Neuerscheinung der englischen Literatur, der „Vicar von Wakefield". Herder selbst hatte das Buch drei- oder viermal gelesen, hatte es allen ihm Nahestehenden auf das Wärmste empfohlen und dem engen Freundeskreis, zu dem auch Goethe gehörte, selbst vorgelesen[9]). In seinem Schüler weiß er eine ähnliche, wenn nicht noch stärkere Begeisterung zu wecken. Das Bleibende dieses Eindrucks ergibt sich aus dem Urteil darüber in Dichtung und Wahrheit: „Die Darstellung dieses Charakters (des Vikars) auf seinem Lebensgang durch Freuden und Leiden macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden; der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus[10])." Die schon vor Herders Ankunft geknüpften Beziehungen zu dem Pfarrhaus in Sesenheim wurden durch die Lektüre dieses Buches in ein ganz neues Licht gerückt. Goethe sah das schlichte ländliche Pfarrhaus mit Goldsmiths Augen an. Die Idylle wurde zur Wirklichkeit; die Wirklichkeit zur Idylle.

Neben Herder hat Friedericke Brion das große Verdienst, den im Franzosentum befangenen jungen Goethe für das Deutschtum gewonnen zu haben. Wenn Haym schreibt: „Zum mindesten von tiefer dichterischer, von sinnbildlicher Wahrheit ist die Geschichte, wie der Jüngling den leidenschaftlichen Küssen und Verwünschungen jener Französin entflieht, um sich lieblicher demnächst von der Anmut, der Jugend und Unschuld eines deutschen Mädchens gefesselt zu fühlen[11])", so gewinnt diese Auffassung erhöhte Bedeutung, wenn wir betonen, daß jenes deutsche Mädchen aus einem Landpfarrhause stammt. Das ländliche Pfarrhaus hat sich ja in der deutschen Geschichte immer wieder als Pfleger deutscher Sitten und deutscher Art ausgezeichnet.

---

[9]) R. Haym I. S 413.
[10]) Dichtung und Wahrheit, 10. Buch, S. 401.
[11]) R. Haym I, S. 410.

Die Freundschaft mit Lavater war für Goethe vom künstlerischen Standpunkt aus nicht so ergiebig wie der Verkehr mit Herder, doch hat ihn dessen liebenswürdige Persönlichkeit, seine Seele voll herzlicher Liebe und Unschuld, durch eine Reihe von Jahren gefesselt. Lavater glaubte in Goethe, als dem Verfasser des Briefes an den Pastor zu * * * und der Abhandlung „Zwo wichtige biblische Fragen", eine verwandte Seele zu entdecken. Er las aus beiden Schriftstücken seine eigenen Gedanken und vermutete bei Goethe eine Verehrung für Christus, die der seinen gleich kam. Auch sonst entdeckte Lavater eigene Gedanken, so wenn der Brief die Lehre von den ewigen Höllenstrafen verneinte, die Göttlichkeit der Bibel aus dem Gefühl erschloß, einseitige philosophische Demonstrationen in religiösen Dingen ablehnte und auf dogmatische und konfessionelle Unterschiede wenig Gewicht legte[12]). In Dichtung und Wahrheit schreibt Goethe selbst darüber: „Der Brief des Pastors an seinen Kollegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet, denn manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein[13])." Nach dem Lesen der zwo wichtigen Fragen ging Lavaters Verehrung so weit, daß er Goethe in einem begeisterten Brief bat, ihm zu helfen, einen lang gehegten Wunsch ein genaues Bild von Christus darzustellen, zu erfüllen. Er las seine Religion so sehr in Goethe hinein, daß ihn dessen entschiedene Absage: „Ich bin kein Christ" bitter enttäuschen mußte. Von da an beginnt nun Lavaters seelsorgerliche Tätigkeit an Goethe, sein „unablässiges Treiben" und die „heftige Zudringlichkeit", die Goethe in Dichtung und Wahrheit beschreibt[14]). Und Lavater muß endlich verwundert und enttäuscht schreiben: „Sag mir doch, wie kannst Du Einheit zwei sein? . . . Nimmermehr hätt ich den Pastorbrief schreiben und Deinen Glauben haben können[15])." Wenn nun auch einer des andern religiöse Sprache nicht verstehen konnte, so haben doch beide aus dem Verkehr wechselseitig viel Anregung gezogen. Zur Krönung der Schweizerreise führt Goethe seinen Herzog Karl August im Herbst 1779 in Lavaters Haus in Zürich.

---

[12]) Janentzky, Lavaters Sturm und Drang, Halle 1916, S. 81.

[13]) Dichtung und Wahrheit, 14. Buch, S. 153.

[14]) Ebenda, S. 154.

[15]) Janentzky, S. 82. — Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 16, S. 10.

In verschiedenen Briefen bereitet er ihn auf den kommenden Besuch vor: „Lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her und wird nun bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nah zusammenrudern und uns freuen, daß wir noch in einer Luft Atem holen. Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben und wir an allen Gefahren vorübergehen[16])."

Mittlerweile muß aber in Goethe die Befürchtung aufgestiegen sein, daß Lavaters Glaube an okkulte Dinge mit seinem auf die Realität der Dinge gerichteten Sinn in Widerspruch geraten könne. Deswegen schreibt er vorsichtig vorbereitend: „Eins werden wir aber doch wohl tun, daß wir einander unsere Particular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis gegeben; an der ist mir nun nichts noch, als Deine Handschrift; darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden; das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das Gegenteil besagt, und unter dem 29. September 1779! Da werden wir wohltun, wenn wir irgendein sittsam Wort sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichnis vom ungerechten Hausvater, vom verlornen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen usw. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher[17])."

Aber der Besuch verlief auf das harmonischste. Der echt christliche Geist, die reine Menschlichkeit, die das bescheidene Pfarrhaus auszeichneten, verfehlten ihre Wirkung nicht und

[16]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 16, S. 79.
[17]) Ebenda, S. 84 f.

veranlaßten Goethe zu begeisterten Berichten. Er schreibt darüber: „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog, wie ich gehofft, Siegel und Spitze der ganzen Reise. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit die Idee von ihm sich verschwächt hat, wird man neu überrascht. Es ist uns allen eine wahre Brunnenkur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und webt; alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und zu öffnen vermögen[18])."

Und an Knebel berichtet Goethe am 30. November: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt und ein anhaltend Mitgenießen von Freud und Schmerz. Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder bei Israel noch unter den Heiden[19])." So schied Goethe von Lavater in bestem Einvernehmen. Doch von nun an trennten sich ihre Wege; immer schärfer wurden Goethes Proteste gegen jeden Jenseitsglauben und jede positive Religion. Am 9. August 1782 schreibt er ganz unzweideutig an Lavater: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Toter aufersteht, vielmehr halte ich dies für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur[20])." Erst als der Umbildungsprozeß des Sturm- und Drang - Goethe zum klassischen Goethe vollzogen war, „als ihm all das Schwarmwesen lang

[18]) Ebenda, S. VI.
[19]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 22, S. 19.
[20]) Ebenda, Bd. 16, S. 209.

nach Lavaters tapferem Tod zur silbernen Erinnerung geworden war, erst dann verklärte sich das Bild des seltsamen Freundes wieder, und vom Gipfel seines vollendeten Daseins aus zieht Goethe auch die Summe von Lavaters Charakter: Zutraulich schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken"[21]).

Die in Dichtung und Wahrheit eingeschobene Erzählung vom Pfarrhaus in Sesenheim ist nicht nur in autobiographischer oder literarischer Beziehung interessant. Sie verdient unsere Aufmerksamkeit vor allem als ein zeitgeschichtliches Kulturbild deutschen Wesens und deutscher Gesinnung. Das Pfarrhaus zu Sesenheim hatte zu Goethes Zeit inmitten einer französierenden Umgebung noch ganz den Anstrich deutscher Sitte und Gemütlichkeit. Das Deutsche ist schon rein äußerlich so betont, daß sich Goethe beim Besuch Friederickes und ihrer Schwester in Straßburg inmitten der französischen Eleganz der Verwandten durch die „deutsche" Tracht der beiden Mädchen so beklommen fühlt, daß ihm ein Stein vom Herzen fällt, als sie wieder abreisen. Auf der Grenze zwischen „Bäuerin und Städterin" macht Friedericke auch sonst den Eindruck eines deutschen Mädchens mit ihren blauen Augen, gewaltigen blonden Zöpfen, ihrem „artigen Stumpfnäschen", ihrem frischen, freien Wesen, das ganz zu dem Hintergrunde „von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen" paßt.

In Pfarrer Brion — „einem kleinen, in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann" — erkennt man ohne weiteres das Bild eines Landpfarrers der Aufklärungszeit, der wie so viele seiner Kollegen im behaglichen Amte, das Zeit und Kräfte nicht zu stark in Anspruch nimmt, sein Steckenpferd hat und froh ist, jemand zu finden, der ihm dann und wann das Predigen abnimmt. So nimmt er dem vermeintlichen Kandidaten schon gleich beim ersten Besuch, und zwar noch ehe die andern Familienangehörigen Gelegenheit hatten, ihn zu begrüßen, das Versprechen ab, „manchmal die Wochenkanzel für ihn zu besteigen"[22]). Seiner aufgeklärten Gesinnung gemäß betont er

---

[21]) Gundolf, Goethe, S. 221.

[22]) Aus Lenzens Briefen ist bekannt, daß Pfarrer Brion auch ihn zum Besteigen der Kanzel aufforderte. Vgl. Briefe I, S. 33 ff.

das Religiöse nicht, macht auch keine Bekehrungsversuche, disputiert nicht über theologische Fragen, versteht sogar einen Spaß, duldet aber keine Reden, die auch nur im entferntesten einen gotteslästerlichen Klang haben.

Wenn der Vater nach Goethes eigenen Worten nicht mit dem trefflichen Vikar von Wakefield verglichen werden kann, so übertrifft doch die Mutter an Würde und Hoheit bei weitem die ziemlich eitle und ungebildete Mrs. Primrose. Mit wenigen Worten hat hier Goethe eine wahrhaft klassische Gestalt gezeichnet. Eine hohe, hagere Gestalt von ruhigem freiem, heiterem Wesen, kann man sie nicht ansehn, „ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen". Eine Note der Entsagung klingt hier mit, die Pfarrfrau ist ihrem Gatten geistig überlegen, doch taktvoll bleibt sie im Hintergrund und wahrt so den häuslichen Frieden.

Gleicht das Pfarrhaus von außen einem „alten und schlechten Bauernhaus", so herrscht doch innen eine gediegene, wenn auch einfache Lebensführung. Bezeichnend hierfür sind kleine, scheinbar unabsichtlich erwähnte Dinge, wie der kleine Spiegel im Gastzimmer, die gestopfte seidene Decke. Wie die meisten Pfarrhäuser zeichnet sich auch das Sesenheimsche durch seine Gastfreundschaft aus, ja sie ist besonders betont. Es werden ständig Gäste erwartet. Dabei wird aufgetragen, was Küche und Keller vermag. Zur Unterhaltung werden Bücher gelesen, die die Gäste aus der Stadt mitbringen, Volkslieder gesungen oder aber Spiele im Freien gemacht. Der Geist, der in der Familie herrscht, ist ruhig, heiter, liebevoll. Das freundliche Verhältnis, das unter den Familiengliedern herrscht, wird auch auf die Gäste aus der Stadt, auf die Landbevölkerung übertragen. „Wir trugen alle Freude wie ein Gemeingut zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern[23])." So war auch das Sesenheimer Pfarrhaus ein Außenposten der Bildung, eine geistige Brücke zwischen Stadt- und Landbevölkerung, eine Pflegestätte deutschen Wesens und deutscher Kultur.

Auch in „Werthers Leiden" ist eine Pfarrhausidylle eingeschoben. Werther und Lotte besuchen eine befreundete Pfarrfamilie auf dem Lande. Das Lob der Besucher der idylli-

[23]) Dichtung und Wahrheit, 11. Buch, S. 33 f.

schen Lage des Pfarrhofs und der daraufstehenden schönen Nußbäume veranlaßt den Pfarrherrn, ihre vom kulturhistorischen Standpunkt interessante Geschichte zu erzählen. Die Sitte, Bäume zu pflanzen bei der Geburt einer Tochter, wird ja auch anderswo erwähnt in der zeitgenössischen Literatur[24]). Der Nußbaum ist genau so alt wie die Frau Pastor, bei deren Geburt er gepflanzt wurde. Auch ist es eine häufig beobachtete Erscheinung, daß junge Pfarramtskandidaten die Tochter ihres Vorfahrs im Amt mit der Pfarrei gewissermaßen übernehmen. Auch hier ist das der Fall. „Meine Frau saß darunter (unter dem Nußbaum) auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten mal hier auf den Hof kam[25])." Das hier aufgerollte kleine Idyll erinnert an ähnliche Situationen in den Romanen von Hermes und Hippel[26]). Bei Hippel und bei Hermes treten solche junge Kandidaten auf, die schon beim ersten Besuch auf dem Pfarrhof sich in die Tochter des Hauses verlieben. Bei beiden herrscht gemütliche Winterstimmung. Bei Hermes ist die Szene patriarchalisch und zugleich gut bürgerlich gemalt. Beim Eintritt des Zukünftigen sitzt die Pfarrtochter mit ihrer Schwester und den Mägden am schnurrenden Spinnrad, ein Knecht beschäftigt sich mit der Anfertigung von Netzen. Der alte Pfarrer sitzt im Großvaterstuhl, die Quastmütze auf dem Kopf. Bier, Pfeifen und Fidibusse werden hereingebracht, ein Kienholz wird angezündet und eine warme Gebranntmehlsuppe aufgetischt. Hippels Schilderung ist mit glücklichem Humor übergossen. Sein Kandidat tritt halberfroren in die warme Pfarrstube mit der „katerhaft" brummenden Stubenuhr. Sein ungeheurer Appetit schmeichelt der guten Pfarrfrau und setzt sie zugleich in Erstaunen[27]). In Goethes Idyll herrscht Sommerstimmung, einst wie jetzt. Friedericke — so heißt die Tochter des Pfarrers auch im Werther — steht in ihrer gesunden, braunen Jugendfrische in starkem Kontrast zu dem kränklichen Vater und der philosophisch angehauchten Mutter. Auch ihr haftet der

---

[24]) Hippel, Lebensläufe.

[25]) Werthers Leiden, Goethes sämtliche Werke, Bd. 16, S. 33.

[26]) Über die Abhängigkeit Hippels von Hermes siehe F. J. Schneider, Studien zu Th. G. v. Hippels „Lebensläufen", Euphorion XXII.

[27]) Hippel, Lebensläufe I, S. 184.

Duft der Wiesen an. „Es hieß, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern[28])."

Auch in „Hermann und Dorothea" darf der Pfarrer nicht fehlen. Hier ist er im Gegensatz zu dem ältlichen, kränklichen und schwerhörigen Pfarrer, der im Werther auftritt, noch ein junger Mann.

„Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne,
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen.
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung,
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften[29])."

Mit wenigen Strichen zeichnet hier Goethe einen Pfarrer in klassischer Gestalt. Er versteht darunter offenbar ein angenehmes Äußeres, innere Ausgeglichenheit und eine vollkommene Bildung. Der junge Pfarrer ist gewandt im Schlichten menschlicher Zerwürfnisse, denn sein psychologisches Verständnis ermöglicht ihm, herannahende Verwirrung vorauszusehen und sie wohlmeinend abzulenken, bereits hereingebrochene aber in ihrer Ursache zu erkennen und rasch zu lösen. So scheint er den hohen Beruf des Geistlichen, so wie ihn Goethe auffaßte, nämlich den Menschen ein Führer, Helfer und Berater in den wichtigen Epochen und Ereignissen ihres Daseins zu sein, auf das Schönste zu erfüllen.

Wenn Goethe sagt, daß ihm von allen seinen Dichtungen „Hermann und Dorothea" die liebste sei, so ist das nur ein Beweis für seine Umstellung zum Klassischen schlechthin. Das Idyll wird für ihn der Ausdruck klassischer Dichtkunst, zum Bilde des klassischen Daseins überhaupt[30]). Deswegen begrüßte er es, wenn auch andere Dichter sich der Idylle zuwandten. Als Johann Heinrich Voß der freundlichen Aufnahme, die ihm im Flensburger Pfarrhause bei den Boies zuteil wurde, im „Siebzigsten Geburtstag" und in der „Luise" seinen Dank abstattete, da erntete er neben dem reichen Beifall der Zeitgenossen auch Goethes volle Anerkennung. Am 6. Juli 1795 schreibt er dem Dichter: „Für das, was Sie an Luisen aufs neue gethan haben, danke ich Ihnen, als wenn Sie für eine meiner

---

[28]) Goethes sämtliche Werke, Bd. 16, S. 33.
[29]) Werke, Bd. 6, S. 160.
[30]) Vgl. F. Strich, Klassik und Romantik, München 1924, S. 21.

Schwestern, oder für eine alte Geliebte gesorgt hätten. Ich habe besonders die dritte Idylle, seitdem sie im Merkur stand, so oft vorgelesen und repetiert, daß ich sie mir ganz zu eigen gemacht habe, und so wie es jetzt zusammensteht, ist es eben so national, als eigen reizend, und das deutsche Wesen nimmt sich darin zu seinem größten Vorteil aus[31])." Auch spricht er öffentlich seinen Dank aus für die Anregung, die er zu „Hermann und Dorothea" daraus geschöpft hatte[32]). Es ist begreiflich, daß Goethe gerade von der „Luise" so begeistert war, die Einkleidung deutschen Wesens in klassische Form war ja gerade das Ideal, das ihm vorschwebte. Zudem mußte die ursprüngliche Frische des Pfarrtöchterleins, das ganze schöne häusliche Leben, der Ton, der in der Pfarrfamilie herrscht, Erinnerungen in ihm wachrufen, die jetzt nach so vielen Jahren in voller Verklärung vor ihm standen. Landprediger, frische, unverbildete Mädchen waren in einer Zeit, die vergeistigtes Naturmenschentum als Ideal verehrte, überhaupt beliebte Gestalten. Auch Wilhelm von Humboldt teilt ganz Goethes Vorliebe für die Landprediger und ihre Töchter. In seinem Briefwechsel mit Charlotte Diede ermutigt er diese, alles, was mit ihrer in einem Landpfarrhause verbrachten Jugend zusammenhängt, aufzuschreiben und ihm zuzuschicken. „Ich habe immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landpredigertöchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung, die Einfachheit bei hoher Bildung, die Entfernung alles vornehm unangenehmen Tons, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat[33])."

Dem Klassizismus, vor allem Goethe war es gelungen, die Synthese von Protestantismus und Griechentum zu finden, die

---

[31]) Goethe-Jahrbuch V, S. 41.

[32]) Vgl. die Elegie „Hermann und Dorothea", Deutsche National-Literatur 82, S. 119 und den Aufsatz über „Individualpoesie" — Goethes Werke, Hempel XXIX, S. 399 ff.

[33]) W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin, Leipzig, Insel-Verlag, I, S. 43 f.

von Lavater unverstandene „Einheit zwei", Naturdasein und geistige Interessen, deutsches Wesen in homerischer Gestalt. Und als Führer solch idyllischen Lebens und zugleich als Gegenstand einer modernen Idylle erscheint dem klassischen Goethe ein protestantischer Landgeistlicher als die geeignetste Persönlichkeit; denn „er erscheint, wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung so wie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichen Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nötigen Kenntnisse, so wie eine heitere, gleiche Tätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben[84])."

---

[84]) Dichtung und Wahrheit, 10. Buch, S. 400 ff.

# Lebenslauf.

Am 12. September 1896 wurde ich, Lydia Rösch, als Tochter des Predigers der Methodistenkirche Friedrich G. Rösch und seiner Ehefrau Käthe, geb. Späth, in Stuttgart geboren. Ich besuchte zuerst die Höhere Mädchenschule der Diakonissenanstalt zu Straßburg i. E. und dann die Mädchenrealschule in Cannstatt - Stuttgart, woselbst ich im Jahre 1914 das Reifezeugnis erwarb. Die Kriegsjahre verbrachte ich bei meinen Eltern in Speyer a. Rh. und in Würzburg. Im Jahre 1922 begleitete ich meine in Deutschland zu Besuch weilende Schwester, Frau W. E. Lowther, auf ihrer Rückreise nach Morgantown, W. Va., Nordamerika. An der dortigen Staatsuniversität belegte ich bald nach meiner Ankunft einige Fächer, um mich in der englischen Sprache zu vervollkommnen. Sobald ich des Englischen mächtig war, ließ ich mich als ordentliche Studierende immatrikulieren. Mein Hauptfach war Deutsch, meine Nebenfächer Englisch und Pädagogik. Zwei Semester studierte ich an der Universität Chicago. Im Jahre 1926 erwarb ich den Titel „Bachelor of Arts" und im Jahre 1927 den Titel „Master of Arts". Im selben Jahre wurde ich als Lehrerin für deutsche Sprache und Literatur an der Staatsuniversität in Morgantown angestellt. Das Jahr 1931—1932 verbrachte ich zwecks Erlangung der Doktorwürde an der Universität Tübingen in Württemberg.